

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1846)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655478>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Z u m n e u e n J a h r e .

Warum, o neues Jahr, soll ich
 Mich deiner Ankunft freuen?
 Man weiß ja niemals, soll man dich
 Mehr lieben oder scheuen.

Zwar heißt mit freudigem Gesicht
 Dich Jedermann willkommen;
 Und doch verräth dein Anblick nicht,
 Ob du als Freund gekommen.

Was hilft es uns, wird gleich von dir
 Ein eignes Buch geschrieben (Kalender)?
 Wir wissen doch nicht, sollen wir
 Dich hassen oder lieben.

Gleich bei dem ersten Kompliment,
 Fängst du schon an zu blasen,
 Und machst zugleich uns ein Präsent
 Mit Frost und rothen Nasen.

Die Bettler stehn auch an der Thür
 Mit ganzem hellem Haufen,
 Die uns den kleinsten Wunsch von dir
 Um baares Geld verkaufen.

Da soll man dich das neue Jahr
 Gar höflich tituliren,
 Und kannst doch nicht das graue Haar
 Und Zähne renoviren.

Der alte Bot ist nicht so toll,
 Dich vor der Hand zu preisen.
 Verdienst du es, so wird sich's wohl,
 Am Ende schon noch weisen.

Doch, juckt es dich nach Lob so sehr,
 So laß dich's nicht verdrießen,
 Uns deinen ganzen Kram vorher
 Ein Bischen aufzuschließen.

Ⓔ

Sag an: wird heuer Korn und Wein
Und Heu und Gnd gedeihen?
Der Frühling uns mit Sonnenschein
Zu rechter Zeit erfreuen?

Wird man nicht, über deine Pflicht,
Dich hageln sehn und blitzen?
Und werden wir im Sommer nicht
Wie Kälberbraten schwißen?

Und was an dir politisch ist,
Sprich, wird uns das auch frommen?
Und wird das Volk zu dieser Frist
Zur Ruhe endlich kommen?

Wird noch Parteisucht für und für
Sich liegen in den Haaren?
Wird Streit und Zank nicht, nach Gebühr,
Zum Teufel endlich fahren?

Und wird die Presse immer noch
Die Ehrenmänner hüdeln,
Und, mit gemeinem Schimpfen, doch
Sich selber nur besudeln.

Wird immer noch so mancher Narr
Wirthshauspatente kaufen?
Und soll das Volk am Ende gar
Nichts weiter thun als Saufen?

Wird das, was je die Schule baut
Mit Lehren und mit Beten,
Das Wirthshaus, gleich unnützem Kraut,
Zerstören und zertreten?

Bringst du etwa den Armen Brod
Mit Sonntagspuck und Lanzten?
Wirst du, zum Trost der Armennoth,
Stets neue Bettler pflanzen?

Verpflegst du, wie bisher der Brauch,
Die ungehängten Diebe,
Und schonst selbst die Mordbrenner auch
Humanität zu Liebe?

Kurzum, Neujahr, so frage ich:
Was bringst du uns für Früchte?
Denn diese sind's, wonach ich dich
Wie recht und billig richte.

Machst du, daß man zu Eintracht nun
Und Frieden endlich kehret,
Im Denken, Reden und im Thun
Gott in der Wahrheit ehret.

Wirst du Verstand und Recht und Licht
Dem ganzen Lande bringen,
Dann erst ist es auch meine Pflicht,
Dich dankbar zu besingen.

Der Bote erklärt den Kalender. (Fortsetzung.)

Jetzt folgt eine Kolonne mit der Tageslänge, die ist richtig und mag Manchem lieb sein; obschon auch Mancher lieber lange Nächte zum Schlafen als lange Tage zum Arbeiten hätte. Und endlich kommt noch der alte Kalender, der noch jetzt bei den Russen üblich ist. Darüber will aber der Bote in einem eigenen Kapitel weitläufigern Bericht geben.

In unserm Kalender stehn aber auch Dinge, die mit der Astronomie eigentlich nichts zu thun haben, und von den Wenigsten verstanden werden. — Unter jedem Sonntage steht eine Stelle aus dem Evangelium. Z. B. bei dem ersten Sonntag im Jahre: „Die Weisen aus Morgenland. Math. 2.“ Das sind nun die Bibeltexte, die von sehr alten Zeiten her vorgeschrieben sind, und in der lutherischen Kirche meist noch jetzt gelten, so daß alle Jahre am gleichen Sonntage über den gleichen Text gepredigt wird. Wir Reformirte

aber haben keine solche auf immer vorge-
schriebenen Texte. — Von dem kirchlichen
Kalender will aber der Bote ein andermal
wart reden.

Jetzt kommen die sogenannten Namens-
tage, oder besser Tagnamen. Davon sagt
der Bote: es sind dieser Namen zweierlei.
A. Die Wochentage. Sonntag, Mon-
tag u. s. f. Diese Namen stammen noch aus
der alten Heidenzeit, und sind zum Theil
übersetzt, zum Theil verändert. Der erste
war der Sonne gewidmet, also Sonnentag,
wird auch bezeichnet ☉. Der zweite dem
Monde, also Montag ☾. Der dritte dem
Kriegsgott Mars, und vom Kriegsdienste
her Dienstag, mit dem Zeichen ♁. Der
vierte dem Gott Mercurius, mit dem Zei-
chen ☿. Weil aber dieser Tag zwischen den
übrigen sechs in der Mitte steht, nennen
wir ihn Mittwoch. Der fünfte war der
Tag des Gottes Jupiter, ♃. Und weil Der
für den höchsten galt, und allein Macht hatte
zu donnern, so hießen ihn die Deutschen
Donnerstag. Der sechste hieß Tag der
Venus ♀; und weil diese Göttin der Liebe
vorstand, die zum Heirathen führt, so heißt
er Freitag; denn „freien“ heißt so viel
als heirathen; obschon es mit der Freiheit
dabei oft ein jämmerlich Ende nimmt. —
Merk der Leser: an allen diesen Namen
hängt hinten das Wörtlein -tag; nur am
Mittwoch nicht! Da meinen nun Manche
im Ernste: darum sei der Mittwoch ein
Unglückstag, und könne nichts gerathen,
was an demselben gemacht werde. Das ist
aber ein grundloser Aberglaube. Glück und
Unglück kann unmöglich an solchen Dingen
haften. Und wie war's z. B. in Frankreich,
wo diese Tage ganz andere Namen haben, und
die Sylbe „Tag“ an keinem einzigen hängt?

Die andern Namen bei den einzelnen Tagen
B. sind Taufnamen der Menschen. Diese
kommen nicht in allen Kalendern gleich vor,
doch fallen gewisse Namen immer auf die
gleichen Tage. Z. B. Abel den 2. Jänner.
Barbara den 4. Dezember u. s. f. Andere
Namen kommen mehrmal vor: Aaron 16.
April und 2. August, Benediktus 21. März,
14. April, 19. Hornung; 21. März, weil
in der katholischen Kirche mehrere dieses
Namens berühmt waren, und darum Jeder
einen eigenen Gedächtnistag haben sollte!
Merk von den Taufnamen folgendes: 1) Am
schönsten sind diejenigen, die eine schöne ver-
ständliche Bedeutung haben, wie: Christian,
Ehrenfried, Friedrich, Gotthold, Gotthelf,
Gottlieb, Fürchtegott u. s. f. 2) Oder Na-
men, die an ehrwürdige, fromme Leute erin-
nern, wie Abraham, Berchtold, David,
Elias, Johannes, Jakob, Mathias, Paulus,
Martin (Luther), Ulrich (Zwingli) u. s. f.
3) Thöricht ist, fremde, unbekante, oder
gar hochtrabende Namen zu wählen. 4) Noch
thörichter einem Kinde zwei, drei oder mehr
Taufnamen beizulegen, die zu gar nichts
nützen, als Verwirrung anzurichten. Ein ein-
ziger Taufname genügt vollkommen. 5) Am
thörichtesten, wenn ein Vater mehreren Kin-
dern den gleichen Taufnamen beilegt, wie:
Hans und Johannes; Marei und Marianne;
Elisabeth, Elise, Lise; das macht große Ver-
wirrung und kann Prozesse erzeugen.

Von diesen Taufnamen sind nun einige
roth gedruckt; das sind die katholischen Hei-
ligen-Namen, die uns also nicht weiter an-
gehen und unsertwegen wohl schwarz hätten
bleiben können. „Nei, meinte das Spin-
nerbabeli, es ist doch styfer, so Roths u
Schwarzes durenangere.“ Aber Babeli ist
e Gäuggel!

Es ist aber lächerlich, was die Leute mit gewissen Tagen und Namen für abergläubische Possen treiben. Am längsten Tag soll man dem Meiteli zum erstenmal das Haar in Zöpfen binden, damit es langes Haar bekomme. Am Mäderlistag ist gut heuen. Es ist Medardus den 3. Brachmonat! Wie aber in späten Jahren? Bonifazius ist gut zum Bohnensetzen! Oheie! Also wäre wohl am Christofemus gut Chries hauen, 27. Jänner! Auf Bathilde gut in der Nare baden, am 30. Jänner. Auf Florentina, 31. Heumonat, gut Flöh tödten! Oheie! Welche thörichte Tagwühlerei wäre das!

(Fortsetzung folgt.)

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Laberdan: eine Art eingesalzener Meerfische.

Laboriren: bei den Chymisten oder Scheidekünstlern arbeiten, scheiden, destilliren, schmelzen. Der das thut heißt Laborant; ihre Werkstätte heißt Laboratorium. Man sagt aber auch: an einer Krankheit laboriren, d. h. lange daran leiden.

Das Labyrinth: eigentlich ein Irrgarten; dann aber auch jede verworrene, verhätschte Sache.

Der Lackei: ein Bedienter, besonders der zum Verschicken gebraucht wird.

Der Laie: Jeder, der kein Geistlicher ist; daher ein Laienbruder, eine Laienschwester. Das ist katholisch. Aber man nennt auch Laien die Ungelehrten.

Die Lakrize: der Baum, der das Süßholz trägt. Lakrizensaft ist Süßholzsast.

Lamentiren: sich laut und jämmerlich beklagen.

Die Larve: ein geformtes Menschen Gesicht, z. B. ein gemachtes, das man vor das Gesicht hält, um sich zu verstellen. Französisch heißt es Masque; und unser Landvolf heißt es an einigen Orten: Bögg!

Die Lasur: eine schöne blaue Farbe.

Die Latwerge (Latwärie): ein dicker Brei, den der Apotheker aus verschiedenen Sachen, aus Pulver oder Saft, kocht.

Der Lavendel: eine Pflanze, die wohlriechende Blumen trägt. Der daraus destillirte Geist heißt Lavendelwasser, französisch Eau de la vande.

Laviren: beim Fahren auf dem Meere, wenn das Schiff nicht gradaus fahren kann, wegen widrigem Winde, und also bald rechts, bald links fährt.

Die Legende: die Lebensbeschreibung eines katholischen Heiligen. Und weil darin viel Erdichtetes vorkommt, so nennt man wohl auch ein Märlein eine Legende.

Die Legion bedeutete ursprünglich eine Zahl von etwa 6000 römischen Soldaten; daher überhaupt eine sehr große Anzahl gleicher Dinge.

Legitimiren: beglaubigen. Die Legitimation, die Beglaubigung. Wenn ein Vater sich ein uneheliches Kind als ehelich zusprechen läßt, so sagt man: er hat es legitimirt.

Leichdornen, auch Hühneraugen, nennen wir Agerstenaugen.

Die Lettern: so heißen die gegossenen Buchstaben, womit man Bücher druckt; auch die gedruckten Buchstaben selbst.

Das Lexikon: ein Wörterbuch.

Die Limonade: ein kühlendes Getränk von Wasser, Zucker und Zitronensaft.

Die Litanei: ein Gebet, welches in der katholischen Kirche zur Abwendung allgemeiner Noth abgesungen wird.

Die Livree (sag also nicht Liberei): die ausgezeichnete Kleidung, die ein Herr seinen Bedienten giebt.

Lokal: einem Orte angehörig, angemessen, eigen, z. B. ein lokales Uebel, das gerade an einem besondern Orte vorkommt.

Lithographie: die Kunst auf Stein zu zeichnen und zu drucken; Steindruckerei.

Die Loge (lies Losche): 1) Eine Reihe verschlossener Sitze in einem Schauspielhause. 2) Der Versammlungsort der Freimaurer.

Die Logik: die Wissenschaft, welche die allgemeinen Gesetze des Denkens lehrt, die Vernunftlehre; auch ein Buch, worin diese Wissenschaft enthalten ist. Logisch heißt was der vernünftigen Denkkraft gemäß ist.

Die Lotterie: eine Art von Glücksspiel, wobei der Gewinn und Verlust durch das Loos bestimmt wird. Wer sein Geld thut in Lotterie, der kommt darum, er weiß nicht wie.

Der Lucifer heißt eigentlich auf deutsch: Lichtträger, darum nannte man den Morgenstern so, weil er das Tageslicht mitbringt. Kurios, daß auch der Teufel so heißt.

Der Luxus: aller unnöthige Aufwand, nur zum Vergnügen, oder zur Pracht, ohne Nutzen. So ist z. B. Tabakrauchen oder Schnupfen ein Luxus, weil es nicht nöthig ist, nichts nützt, und doch viel Geld kostet.

Zum Schlusse dieses Artikels will der Bote noch die Frage beantworten, warum er ein solches Wörterbuch in seinen Kalender bringt.

Erstlich nicht darum, daß er meint, seine Leser sollen nun solche Fremdwörter in ihr

Reden einsickeln, und damit groß thun und gelehrt scheinen wollen. Darauf hält er gar nichts. Sondern nur damit sie solche Worte, die sie hören oder lesen, richtig verstehn, und — wo sie keinen richtigen deutschen Ausdruck haben, den fremden richtig anwenden können. Es ist immer besser deutsch reden, wenn man einen deutschen Schnabel hat.

Naturgeschichte der einheimischen Vögel.

Der gelehrte Herr, der dem ungelehrten Boten bisher die Artikel über die Natur verschafft hat, der hat mich nun für die Naturgeschichte der Vögel an einen seiner guten Freunde gewiesen, und der will so gut sein, und mir die Sache geben, und soll ich dann dieselbe auf meine Manier erzählen, aber nicht sagen, von wem ich's habe. So gebe ich die Einleitung zuerst.

Diejenigen Thiere, die lebendige Junge gebären und dieselben säugen, heißen Säugethiere und leben auf dem Erdboden, und etwa auf den Bäumen, wie die Eichhörn, oder unter dem Boden, wie die Erdmäuse; einige wenige im Wasser, wie der Seehund. Aber der weite Raum zwischen Himmel und Erde, die Luft sollte auch ihre Geschöpfe haben, damit überall Leben. Wohlsein und Freude sei, und der Schöpfer auch da sich zeige in seiner Macht, Weisheit und Güte. So wurden die Vögel des Himmels geschaffen. Und es wird sich seiner Zeit zeigen, daß der Mensch, der so gerne meint, Alles sei nur für ihn da, auch hier Ursache hat zu sagen: Gott Lob und Dank!

Sollte nun aber der Vogel in der Luft leben und darin sich bewegen, wie der Fisch im Wasser, so mußte er ganz eigen geschaffen sein, damit er fliegen könne. So merke der

Leser Folgendes über die Gestalt der Vögel überhaupt.

Der Leib des Vogels ist in die Länge gestreckt, und zumal bei denen, die viel und hoch fliegen, nicht sehr breit. Die Knochen (das Beingerüst) des Vogels sind viel leichter gebaut, als die an andern Thieren, und manche sind hohl. An dem mehr oder weniger, oft sehr langen Halse sitzt der sehr leichte Kopf mit dem Schnabel, und hilft, daß der Vogel die Luft leichter durchschneiden kann. — In dem ganzen Körper sind mehrere Luftbehälter, die mit der Lunge in Verbindung stehen; der Vogel kann sie nach Belieben mit Luft anfüllen und dadurch dem Körper leichter, zum Fliegen geschickter machen. Vorzüglich dienen dazu die Federn, die den Leib bekleiden, und die ebenfalls sehr leicht sind. — Die Hauptwerkzeuge zum Fliegen sind aber die zwei Flügel. Sie sind die Arme des Vogels, werden durch starke Muskeln auf der Brust in Bewegung gesetzt, und haben die stärksten Federn, die Schwungfedern heißen, weil der Vogel sich vermittelst derselben in die Luft schwingt. Je größer die Flügel sind, desto besser fliegt der Vogel; darum fliegt die Schwalbe schneller, als der Spatz. Dienen nun die Flügel dem Vogel zur Fortbewegung, wie die Ruder dem Schiffe, so dient ihm der Schwanz, wie das Steuerruder dem Schiffer, zur Richtung des Fluges. Indessen haben einige Vögel, wie der Strauß, keine Schwungfedern und können darum nicht fliegen; andere haben auch keine Schwanzfedern; das sind aber Vögel, die mehr schwimmen als fliegen. — Füße haben die Vögel nur zwei, die aber verschieden gebildet sind, je nachdem es die Lebensweise des Vogels erfordert. Die Raubvögel haben nicht sehr lange, aber

starke Füße, mit großen, rund gebogenen, scharfen Krallen (Nägeln, Kräueln), damit sie ihren Raub festhalten. Die Wasservögel haben Füße zum Schwimmen eingerichtet, die Spechte zum Klettern u. s. w. — Wenn du nun kurz sagen willst: was ist ein Vogel? so sprich: „Ein Vogel ist ein Thier mit rothem, warmem Blut, zwei Flügeln, zwei Füßen, und den Leib mit Federn bedeckt.“

Weiter sagen wir von den Sinnen der Vögel, daß das Gesicht bei ihnen am stärksten ist, und zwar auf eine sehr merkwürdige Weise. Wenn nämlich du, lieber Leser, etwas sehen willst, das weit weg ist, so nimmst du ein Fernglas (Feldspiegel, Perspektiv) und dann scheint dir die Sache nahe, und du kennst die Leute auf eine halbe Stunde weit! Aber das Huhn erkennt den Raubvogel ohne solches Glas, wenn er noch so hoch in der Luft ist. Willst du etwas gar Kleines, z. B. eine Käsemilbe, recht deutlich sehen, so mußt du ein Vergrößerungsglas haben (Mikroskop), dann wird's dir groß und deutlich. Aber der Vogel braucht kein solches Glas. Ein Hausrötheli, das zu oberst auf dem Dache singt, sieht das kleinste Würmlein unten auf der Straße, fliegt herab und nimmt's. Aber dergleichen Augen muß das Thier haben, wenn es im Fluge hoch in der Luft u. s. f. seine Nahrung finden soll. Sehr gut ist auch für diejenigen Vögel gesorgt, die ihre Nahrung bei Nacht, wie die Kauze, oder im Wasser, wie die Enten, suchen müssen; indem sie den Augenstern erweitern oder zusammenziehen können, je nachdem es nöthig ist.

Ob schon der Vogel kein äußerliches Ohr hat, wie die Säugethiere, so hört er doch sehr gut. Das geringste Geräusch weckt sie

aus dem Schlafe. Auch weiß man, daß manche gar gut Stücklein pfeifen lernen, die man ihnen vorpfeift.

Eben so scharf ist ihr Geruch. Geier, Raben, Krähen riechen von weitem wo ein Nas liegt, oder wo man Gulle ausgethan hat, obschon ihre Nase in dem harten hornigen Schnabel enthalten ist.

Dieser Schnabel ist das Maul des Vogels, mit dem er frist, schreit, pfeift &c. In demselben ist die Zunge, und beide sind immer auch so gebaut, wie es die Lebensart des Vogels erfordert. Der Raubvogel hat einen starken, krummen Schnabel mit scharfer Spitze, um seinen Raub zu zerreißen. Der Storch hat einen langen Hals und Schnabel, damit er seine Nahrung aus dem Moos und Wasser herausholen kann. Schnabel und Füße sind daher diejenigen Theile, die man besonders in Obacht nehmen muß, wenn man wissen will, zu welcher Art oder Gattung ein Vogel gehört. Wer darauf achtet, wird sicher nicht glauben, daß der Guckuk (Gugger) ein Sperber werde.

(Fortsetzung künftig.)

Aus dem Hochzeitbüchlein.

Dem Bote ist ein Glück geworden, und den günstigen Lesern auch. Es hat mir Jemand das Hochzeitbüchlein geschenkt, das ein alter Schulmeister für seine Kinder geschrieben hat, und daraus will ich nun meinen Lesern nach und nach das Beste mittheilen. Die jungen Knaben und Meitli hören doch gern vom Heirathen erzählen; so werden sie desto fleißiger meinen Kalender kaufen, und ich kann mir desto eher ein neues Holzbein kaufen. Das Holz ist gar theuer geworden,

seitdem man den Franzosen so viel verkauft. Sie haben's aber 1798 gar wohl um uns verdient!!

I. K a p i t e l. Daß der Ehestand ein wichtiger und heiliger Stand sei. Ja! das muß wahr bleiben, geb wie Viele daran pfsuchen und verderben. Der Ehestand ist eine Paradysspflanze, vom lieben Gott selber gepflanzt. Aber gar viele Leute säen Unkraut unten den Waizen, und das Unkraut wuchert gar sehr. — Es ist freilich kein Wunder, daß so viel junges Volk nur Jagdwerk und Narrenthei damit treibt. Denn sie hören selten ein vernünftiges Wort vom Heirathen, aber viel Muthwillen, Narrenwerk und unzüchtige Wort. Da meint dann der Leichtsinn, man brauche nur zu singen: „Zuhe! Bald chan i wybe!“ springt mit blinden Augen drein und singt dann bald ein anderes Liedlein, das etwa so anfängt:

„D je! D je!
Wie ist mir g'scheh!“

Ja wohl wird der Ehestand manchmal zum Wehstand, weil man das Sprüchlein dabei vergißt: „Vor gethan und nach bedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.“ Sie denken nicht, was für großer Ernst an der Ehe hanget; was Böses, Unmuth, Herzenleid, Sünd und Schand aus einer leichtsinnigen Ehe entspringt; wenn schon viel Klaglieder laut genug gesungen werden, mancher Mann gern seine Frau, mit dem Strick um den Hals, auf den Weibermärit zum Verkauf führte, wie es in England der Brauch sein soll; und manche Frau gerne ihren Mann dem Todtengräber zum Gutjahr schenken möchte!

Das erste Unkraut sind die alten ledigen Knaben und die alten Jungfern, die nicht

heirathen wollen, wenn sie schon könnten. Ja, wenn einer mit Wahrheit sagen kann: ich bin arm; ich vermag nicht Weib und Kinder zu erhalten, so hat er wohl recht, wenn er nicht heirathet. Aber mancher Vermögliche thut's nur aus Geiz nicht, und mancher Meisterlos nur darum nicht, weil ihm Keine gut genug ist. Mancher ist auch zu bequem, und will nicht sein Brod im Schweisse des Angesichts essen!! Die alten Jungfern; nun ja! Manche weiß gar wohl, daß es besser ist, zwei als nur eins, und wäre lieber in der Ehe gestanden, als auf dem Gyrikenmoos gefessen. Aber es müssen immer zwei sein zum Heirathen, sagte meine Großmutter, und den Jungfern ist nicht erlaubt, einen Mann zu suchen. Sie können wohl nichts dafür, daß sie — noch Jungfern sind. Darum soll man ihrer nicht spotten. Aber wenn sie vor lauter Meisterlosige nicht heirathen, wenn der Hans ihnen nicht reich genug, der Benz nicht vornehm genug, der Klaus nicht hübsch genug ist, so gehts ihnen wie der Kaze in der Fabel. Die meinte auch: bin ich nicht eine junge Kaze? Eine geschickte Kaze? Eine hübsche Kaze? Und sie gieng auf die Jagd, und meinte wenigstens ein Rebhuhn oder gar einen Hasen zu fangen. Ihr begegnet eine dicke Erdmaus. „Lauf du, du bist mir zu gemein!“ Dann eine Springmaus. „Du bist mir zu mager!“ Jetzt ein Nest voll junge Lerchen. „Das ist nicht der Mühe werth!“ Ein Heidochs! „Aeh huß!“ So giengs den ganzen Tag. Und am Abend, als die junge, die geschickte, die hübsche Kaze müde und hungrig nach Hause kam, war sie froh, daß sie auf dem Estrich eine stinkende Fledermaus fangen konnte. Merkt euch das, ihr meisterlosigen Knaben und

Mägdelein, sonst bleibt euch zuletzt nichts übrig, als eine stinkende Fledermaus.

Ein anderes Unkraut pflanzen aber manche Schwärmer und Sektirer! Da kommen die Einen und sagen, man solle gar nicht heirathen, der ledige Stand sei allein heilig, Adam hätte ohne die Eva wohl Nachkommen haben können u. s. f. Denen antwortet der Apostel Paulus 1 Timoth. IV, 1 bis 3. Und es ist nicht zu fürchten, daß diese Lehre viel Anhänger finde. — Schlimmer sind Anhänger der gottlosen Antoni-Sekt, die alle rechtmäßige Ehe aufheben und die Gemeinschaft der Weiber einführen wollen. Da ist Unzucht, Ehebruch, Blutschande und aller Gräuel die Folge. Das ist das aller verderblichste Unkraut. Denn so machen's die unvernünftigen Thiere, die Hunde, die Katzen; aber nicht vernünftige, noch weniger christliche Menschen! — Alle vernünftigen Leute begreifen wohl, wie wichtig es ist, daß das häusliche und eheliche Leben in guter Zucht und Ordnung gehalten werde. Die Erfahrung lehrt genugsam, wie aus dem ehelichen Leben Glück oder Unglück für die Menschen hervorgeht, je nachdem die Ehe christlich oder unchristlich geführt wird; wie so mancher Mann durch sein verständiges Weib erst zum rechten Mann worden; mancher durch ein schlechtes Weib dem Laster zugeführt, und an Leib und Seele zu Grunde gegangen ist. Wie hier ein Weib die Stütze des ganzen Hauses war, das nach ihrem Tode sogleich zusammenstürzte; dort, nach dem gemeinen Sprichwort, der Hagel in die Küche schlug, und ein ehrlicher Mann mit seinem ganzen Hauswesen durch ein nichtsnutziges Weib zu Grunde gieng! — Fraget doch alle, die mit Schule und Erziehung zu thun haben, warum es trotz aller Schulen nicht besser wird. Sie

werden euch sagen: die schlechten Ehen sind Schuld daran; die Kinder werden durch ihre Aeltern schlecht. So macht ein unchristlicher Ehestand selber die Nachkommenschaft schlecht, und bereitet dem Volke eine schlechte Zukunft. Der Ehestand ist die Quelle, woraus ein Volk Leben oder Tod trinkt. So schreibt der fromme Gottesmann Martin Luther: „O! wahrlich, ein edler, großer seliger Stand, der Ehestand, so er recht gehalten wird! O! wahrlich, ein elender, schrecklicher, gefährlicher Stand, der Ehestand, so er nicht recht gehalten wird. Und wer diese Dinge recht betrachtet, dem würde der Kizel des Fleisches wohl vergehen.“

Und so wird es wohl wahr sein, daß der Ehestand eine hochwichtige Sache sei.

(Die Fortsetzung künftig.)

Aus der Geschichte Bern's in alter Zeit.

Ein Sprichwort sagt: „Erfahrung ist über die Lehre!“ Und da die Geschichte eben eine Sammlung alter Erfahrungen ist, so sagt man mit Recht: „Die Geschichte ist die Lehrmeisterin der Völker.“ Darum meint der Bote, es sei wohlgethan aus der alten Geschichte des eigenen Vaterlandes, der Stadt und Republik Bern, allerlei zu erzählen. Und so wie er im vorigen Jahrgang erzählt hat die Gründung von Bern, so will er fortfahren, und jetzt erzählen, wie es bei Erbauung der Brücke beim untern Thor ergangen ist.

Die Stadt ist gegen Mittag, Morgen und Abend von der Aar umgeben, hatte damals gegen Mitternacht, da wo jetzt der Gerbergraben und der Platz bis zum großen Kornhaus ist, zwei wilde tiefe Gräben, die beim

obern Thor, jetzt Zeitloekenthurm, nur durch einen schmalen Erdrücken getrennt waren. Mit dem Lande und der Gegend untenaus, gegen das Aargau und Oberland hatte sie keine Verbindung, als über die Aare mit einem Fahrschiffe. Das mochte im Anfange, als die Stadt noch kleiner und die Bevölkerung geringer war, wohl genügen. Aber die Stadt nahm immer mehr zu. Die Ordnung, die Sicherheit, die vielen schönen Freiheiten zogen immer mehrere Einwohner herbei. Die kleineren, da herum wohnenden Edelleute fanden es ehrenhafter Bürger einer freien Stadt zu sein, als Untergebene der stolzen Großen. Handwerker und Gewerbsleute mehrten sich in der Stadt, und da diese viele Besitzungen jenseits der Aare hatten, so war ihnen endlich die Verbindung durch das Fahrschiff unbequem geworden, und sie wollten eine Brücke über die Aare bauen. Aber ein Feind der Stadt passte ihnen dabei genau auf. Das war der Graf von Kyburg, der seinen Sitz zu Burgdorf hatte und einer der mächtigsten Herren im Lande war. Er sah die freie Stadt an sich schon ungerne, und wäre gern ihr Meister gewesen. Ihr Aufschwung ärgert ihn noch mehr, und darum, sobald die Berner mit ihrem Brückenbau bis mitten in die Aare vorgerückt waren, ließ der Graf ihnen verbieten, weiter zu fahren, weil die jenseitige Hälfte der Aare ihm gehöre. Das machte die Bürger böse, und es fehlte nicht an Solchen, die sogleich mit dem stolzen Grafen Handel anfangen wollten. Aber die Weiseren saßen zu Rathe, sie fanden, Handel und Blutvergießen kommen immer noch frühe genug; man könne vorerst anders probiren u. s. f. So kauften sie am andern Ufer einen Baumgarten, um die Brücke auf

eigenem Grund und Boden abzustellen, und fiengen zugleich an, einen starken Thurm zu bauen, zur Sicherheit der Brücke. Er steht noch jetzt, wiewohl verändert. Aber die Kriegsleute des Grafen überfielen oft die Arbeiter, und plünderten die Gegend, so daß die Berner genug zu thun hatten, sich mit dem Schwerte in der Faust zu sichern. Bern suchte zwar, als freie Reichsstadt, Schutz beim Kaiser. Aber dieser hatte damals so genug mit sich selber zu thun, und das Reich war so in Verwirrung, daß er der bedrängten Stadt keine Hülfe leisten konnte. Jetzt sandte Bern einige seiner Bürger, wegen den herumstreifenden Feinden in Pilger verkleidet, auf heimlichen Wegen durch das Simmenthal zum Grafen von Saffoi, begab sich in seinen Schutz, und bat ihn um seine Vermittlung. — Dieser kam selber auf Bern, hielt mit dem Kyburger mehrere Zusammenkünfte, und brachte es so weit, daß die Brücke gebaut werden konnte. Diese erste, nur hölzerne Brücke, stand bis 1463, wo sie mit steinernen Pfeilern und Bogen gebaut wurde, und jetzt noch steht. — Der Weg, der damals und noch lange nachher, sowohl vom Aargau als vom Oberland zur Stadt und zu dieser Brücke führte, war nicht wie jetzt. Da, wo man jetzt gegen das Breitfeld und die untern Gegenden fährt, war nichts als wilde Galden, mit Felsen und Gebüsch, und ebenso war es auf der andern Seite gegen die Thunstraße. Der Weg aber gieng da hinauf, wo es noch jetzt der alte Aargauer-Stalden heißt. Wie unbequem auch dieser Weg war, ergiebt sich daraus, daß ein großer Haspel angebracht war, um die Wagen den Abhang hinaufzubringen, daher der Name Haspelgäßli. — Der jetzige breite und

schöne Aargauer-Stalden mit seinen schönen Schattenbäumen und angenehmen Fußwegen, ward 1750 angefangen, durch jene wilde felsige Gegend, und 1758 mit großen Kosten vollendet. Eine lateinische Inschrift sagt: „Dies Werk, dankenswerth Einheimischen und Fremden, ist, mit Verlassung des alten Weges, durch unwegsame Orte geführt worden, wo die Natur selber eine Straße zu verbieten schien.“ Auf der Seite von Thun her ward durch nicht viel bessere Gegend später eine eben so schöne Straße gebaut, im Anfange der Achtzigerjahre. Alle Reisende, einheimische und fremde, fanden diese Straßen und Zugänge zu Bern großartig und prächtig, bis auf unsere Zeit. Aber jetzt sind sie auf einmal schlecht — o nein! aber getadelt und verachtet worden. Denn alles Alte ist jetzt nichts mehr nutz, und der alte Bote dankt jeden Abend dem Himmel, daß ihn die Jungen noch nicht todt geschlagen haben. Er denkt aber im Stillen:

Jung oder alt? da liegt nichts d'ran!
 Gut oder schlecht? darauf kommts an!
 Wer Altes, weil es alt ist, veracht,
 Des Weisheit hat's nicht weit gebracht.

Gedenkreime.

Du prahlest immer mit Verstand!
 So laß ihn uns doch merken,
 Und mache deinen Ruhm bekannt
 In großen, edlen Werken.

Fromm sein ist die beste Gabe,
 Tugend, Bucht und Ehrbarkeit,
 Die ich mir erkohren habe.
 Wenn der Himmel mir verleihet,

Daß mir solches werden soll,
Bin ich Glücks und Reichthums voll.

Bläh' und brüste stolz dich nicht
In des Glückes goldnem Scheine.
Klage, seufze nicht und weine
Wenn dein Glück wie Glas zerbricht.
Bleibe allzeit unbewegt!
Nichts wird anders als es pflegt.

Fleuch zu suchen gar zu weit
Was sich morgen zu wird tragen;
Nimm das Beste von den Tagen,
Die der Himmel dir verleihet.
All' dein Wesen hat sein Ziel,
Sorgst du wenig oder viel.

Redlich, Brüder, laßt uns leben!
Und was auch die arge Welt
Für ein Urtheil von uns fällt,
Höher stets den Geist erheben!
Muthig sein und recht gethan,
Brech' durch Neid und Haß die Bahn.

Trag' im Herz der Freuden offen,
Doch zum Leidenskampf bereit;
Lern' im Mißgeschicke hoffen,
Denk' des Sturms in heitrer Zeit.

Entflieht die Freude, will ich nicht gleich
zagen,
Mein, fester Hoffnung aufwärts sehn;
Gott läßt, an noch so trüben Tagen,
Die Wolken bald vorüber gehn.

Die Unschuld trittet, angeklagt,
Mit fröhlichem Gesichte,
Das ihre reine Seele sagt,
Vor jegliches Gerichte.
Frech suchen Mißgunst, Schmähsucht, Neid

Sie in den Staub zu beugen;
Sie hat des Herzens Reinigkeit
Und Gott allein zu Zeugen.

Heil mir! ruft von der Erde hier,
Des Lebens später Herbst zum Grabe,
Und nehm' ich denn den Ruhm mit mir,
Daß ich viel Frucht getragen habe,
Daß ich, nach Kräften, Jedermann
Genützt, gedient und wohlgethan.

Fleiß würzt mir mein täglich Brod,
Und so fühl' ich keine Noth.
Viel zu thun,
Find' ich nun!
Nach der Arbeit ist gut ruh'n.

Ich will auf Gottes Segen bau'n
So oft mir was gebricht;
Und seiner Güte stets vertrau'n,
Denn er vergift mich nicht.

Die Chronik.

Vorerst soll der geneigte Leser das Wort genau ansehen und richtig aussprechen, damit er nicht Kroneck sagt, sondern Chronik; so ist's recht. Nun weiter: das ist ein Buch, worin aufgeschrieben ist, was begegnet, nur kurz, in der Ordnung, wie eins und andere der Zeit nach erfolget. Nun kann ein Hausvater aufschreiben, was ihm in seinem eigenen Hause und Leben begegnet, seine Verhehlung, die Geburt und Taufe seiner Kinder, und wann sie die Erlaubniß zum heiligen Abendmahl erhalten u. s. w. Ferner Glück und Unglück in Haus, Feld, Scheune, Stall u. dgl. — Das wäre eine Haus-Chronik; und sicher würden Kinder und Kindeskinde an einem solchen Buche große

Freude haben. — Nimmt man das ganze Dorf, so wird eine Dorf-Chronik daraus, die alles Merkwürdige enthaltet, was im Dorfe begegnet. Und das wäre z. B. eine gar dankenswerthe Arbeit für einen Schulmeister! Viel besser als mit schlechten Gedichten im Lande herum hausiren. — Ehedem wurden viele solche Chroniken, auch über ganze Länder geschrieben, und diese sind Quelle der Geschichte, über die der Geschichtschreiber noch jetzt froh ist. — Wie kommts, daß jetzt, wo doch viel mehr Leute schreiben können, als ehemals, keine solche Chroniken mehr geschrieben werden? Die Nachwelt würde sicher dafür besser danken, als für hundert Zeitungsartikel voll Schimpf und Schande. Jedes Dorf, jede Gemeinde erlebt ihre eigene Geschichte. Würde diese, auf eine verständige Weise, in Schrift verfaßt, so könnte sie der spätern Nachwelt sehr nützlich werden. Denn die Vergangenheit ist die Lehrerin der Gegenwart; und die Gegenwart soll die Lehrerin der Zukunft werden. Unsere jetzige Zeit würde weniger in Recht und Billigkeit verirren, mehr in Wahrheit wandeln, wenn sie von der Vergangenheit lernen, und frühere Erfahrungen benutzen wollte. Der Bote, zum Exempel, hat sich einmal, vor vielen Jahren, schon im Nebel an einem dunkeln Herbstabend, an einem Stein im Walde gestoßen, ist gefallen und hat sich an seinem Bein — nicht am hölzernen — weh gethan. Jetzt kennt er den Stein aus Erfahrung, und stoßt, selbst in finsterner Nacht, nicht mehr an. Aber er hat auch Andern den Stein gezeigt, und Mancher hat ihm dafür gedankt. Fremde Erfahrung macht auch klug, und erspart eigenen Schaden.

Und darum, wer eine Chronik will schreiben,
Wird nicht nur sich die lange Weil vertreiben,
Er kann vielmehr, auch noch nach seinem
Leben,
Viel Andern nützlich sein, und gute Lehre
geben.
Dann rühmt, nach seinem Tod, ihn mancher
treue Mund
Und macht mit Lob und Preis noch seinen
Namen kund.

Glückliche Rettung.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Zwischen der großen Insel Seeland, die in dem Meere zwischen Dänemark und Schweden liegt, ist ein Arm des Meeres, der heißt Sund. Da diese Gegenden schon zu den nördlichen gehören, so sind die Winter dort lang und strenge, und jener Meeresarm friert so fest zu, daß man mit Wagen darüber fährt. Der Leser denkt: das ist gefährlich, und ich möchte nicht dabei sein; und der Bote meint's auch. Denn manchmal geht das Eis auf, bricht in große Schollen, und diese schwimmen dann auf dem unruhigen Meere herum. Was wird dann aus den Leuten?

So waren einmal mehrere Bauern mit Marktschlitten nach Årensburg über das Eis gefahren. Wie es dann die Bauern machen, wenn sie zu Markte sind und etwa brav gelöst haben; sie sitzen in's Wirthshaus, trinken lustig, und denkt keiner: wer weiß, wie ich heimkomme? gesund oder krank? lebendig oder todt? oder gar nicht! — Genug, sie machen sich fröhlich auf den Heimweg. Aber nun geht mit einem Male das Eis auf, und die Menschen fahren mit Pferden und Schlitten auf einer Scholle im Meere herum.

Glückliche Rettung.



Da war die Gefahr groß. Ob die Bauern zu Gott gebetet oder gar — geflucht haben, weiß der Bote nicht. Aber der liebe Gott sandte ihnen, auch ungebeten, Hülfe zu. Ein wackerer Schiffer von der Insel Desel, Michel Stamm (der Bote nennt nur solche Ehrentleute mit Namen, die Narren und Schurken find's nicht werth) — also der Michel Stamm mit einigen Begleitern wirft sich in ein Boot (kleines Schiff) und rudert mit Mühe und Gefahr auf die Eisscholle zu. Denn wenn so ein Boot zwischen zwei Eisschollen geräth, so stoßen sie oft mit Gewalt zusammen, und zerdrücken das Ding wie die Maus in der Falle. Aber glücklich gelangt Stamm an die Scholle, und will die Bauern in sein Boot nehmen. Nun wollen diese nicht; sie wollen ihre Pferde nicht im Stiche lassen. Es wird viel von allen Seiten geredet, Stamm kann nur die Menschen aufnehmen, weil für die Pferde sein Schiffchen zu klein ist. Aber o weh! Auf einmal geht die Scholle abermal auseinander und in Stücken, die Pferde mit den Schlitten stürzen in's Wasser und ertrinken, und die Bauern sind nun froh in's Schifflein zu springen, das dann auch, ungeachtet es überladen war, glücklich an's Land kommt. Haben die Bauern Gottlob gesagt, das weiß ich nicht, aber ich will's für sie hiermit gesagt haben.

Die Demuth.

Demuth hat mich lieb gemacht,
 Lieb' hat mich zu Ehren bracht,
 Ehre hat mir Reichthum geben,
 Reichthum thät nach Hochmuth streben,
 Hochmuth stürzt in's Elend nieder,
 Elend gab mir Demuth wieder.

Darüber liesse sich von einem Schul-

meister eine gar schöne Kinderlehre halten, wenn er — könnte oder wollte. Die Demuth ist eben gar selten worden, auch unter der Jugend; der Hochmuth wächst auch auf dürrerem Boden, wie anderes Unkraut, und es wäre doch viel nützer, sorg ha geb me i d' Gülle g'heit — mein' ich.

Alles mit Ausnahme.

So sagt der Bote; und, ehrlicher Mann, nimm's nicht auf dich, wenn ich ein Stücklein von einem unverschämten Weib erzähle. Es war ein armes Weib, aber ob wie nöthig sie andere Leute hatte, sie hängt doch Jedem ein böses Maul an, oder es müßte nicht möglich sein. — Einmal kam sie zum Müller. Der sieht sie mit Schrecken kommen, und denkt: die wird mir ein's anhenken. Aber die Frau giebt gar schöne Worte, und bittet den Müller gar demüthig um ein wenig Mehl; er sei gar als ein lieber, guter Mann bekannt. Der Müller denkt: ich muß machen, daß ich im Frieden von ihr komme, und giebt ihr ein paar Hände voll Mehl. „Ja, du bist my Seel der bravst Ma! Du bist uf u nider wie die liebi Sonne“ sagt das Weib. Da denkt der Müller: „das lat si g'höre“ und er macht ein Maul, als hätt' er Honig geleckt. Er giebt der Frau noch eine Portion Mehl obendrein. Aber wie sie nun weggeht, fragt er doch: „aber säg mer, worin glychen i de der Sonne?“ Da macht die Frau ein listiges Gesicht, und sagt: „so wie die Sonne bei ihrem Aufgang, in ihrem Aufgana und nach ihrem Aufgang scheint, so bist du Müller vor der Mühli, hinter der Mühli u nebe der Mühli e Schelm!“ — Si du Schandmaul!

Vor zweimal gekochter Speis,
Vor einem Doktor der nichts weiß,
Und vor einem bösen Weib
Behüt mir Gott mein' Seel und Leib.

Geschieht dir recht.

Trineli diente in einem Herrenhause, und that gar gern herrisch, und wußte immer zu schwagen. Gar gern hätt' es gehabt, wenn der junge Herr auch mit ihm geschwätzt hätte; aber er hatte keine Worte für es, und wenn es ihm Sprache abgewinnen wollte, so kam ein trockenes Ja oder Nein, und mehr nicht. Und doch puste sich Trineli was es vermochte und stand fleißig vor dem Spiegel und probirte allerlei freundliche Gesichter, lächelte so süß, rangirte an seinen Haaren, am Hals- tuch und drehte das Köpfflein rechts und links. Alles umsonst! Einmal soll es eine Flasche Wasser in's Zimmer bringen. Da sitzt der junge Herr an einem Tische beim Fenster und zeichnet und malt. „Nei aber! ihr malet doch geng in eim! I glaube mafua, ihr malet Pletst no mi selber ab. Du hast's errathen; komm schau! — Freudig zäberlet Trineli hinzu, guckt auf das Zeichenbret, und sagt ärgerlich: „äh was Lufels“ und läuft davon. Was hatte es gesehen? Einen Affen, der sich im Spiegel beguckt.

Frohsinn.

Hab' kein Geld und hab' kein Gut,
Hab' auch keinen Titel,
Aber frischen Biedermuth
Unterm groben Kittel.
Und den frischen Biedermuth
Unterm groben Kittel,
Gäß' ich nicht um Geld und Gut,
Nicht um alle Titel.

Der wahre Reichthum.

Warum durchirt nach Gut und Geld
Der Mensch die fernsten Meere?
Als ob für ihn denn eine Welt
Nicht groß genug schon wäre?
Doch wenn er, was er wünscht, besitzt,
So stirbt er, ohne daß ers nützt.

Dies können nicht die Güter sein,
Die man sich soll erwerben.
Der Weise sammelt Schätze ein,
Die nimmermehr verderben.
Die Tugend ist's; nach dieser Zeit
Folgt sie uns in die Ewigkeit.

Die Ehestandsmusik.

Hans. Eh guten Abe, Benz! I ha di nüt g'seh, syt du d's Hag-Giseli g'hürathet best. Chan es no geng so schön singe?

Benz. Singe? Es singt mir nüt weder die glychi Lyre: „d'Frau isch Meister u nit der Ma!“

Hans. Däweg? Das isch ebe nüt churz- wyligs.

Benz. Aber derfür cha si de-n-es In- sterment spiele.

Hans. Deppe gar Klavier?

Benz. Nei! Aber d'Multrumme! Die geit der ganz Tag, as we luter Soldaten im Hus wären!

Hans. Aber chast du de nüt settigs? Hest du de kes Insterment, daß du si dermit chast g'schweige?

Benz. Nei! I cha nüt weder Trübsal blase!

Hans. Däweg chast mi dure. Das ist ke churzwylige Ehestand!

Benz. Ho! es git o allmen einisch e Schurzweyl. We my Frau e guten Lun het, so darf i — na ihrer Pfyffe tanze; un we-n-i nit recht ava trappe, so schlaht es mir der Takt mit dem Ellstecken ufe Buggel.

Hans. Eh das ist de gar lustig. Aber los, es düecht mi fast, du sägist mer nit die luteri Wahrheit!

Benz. Du Nar! We's wahr wäre, meinst de, i wär en Esel u siegs?

Gut bezahlt.

Ein reicher und stolzer Kaufmann in Holland läßt bei einem kunstreichen Maler sein Porträt malen, lebensgroß, und affordirt mit ihm um den Preis. Wie aber nach der Hand der Maler das Gemälde bringt, reut den Kaufmann das Geld, er fängt an zu tadeln, die Nase ist zu groß, die Augen nicht lebhaft genug, kurz, das Gemälde gleicht gar nicht, er wills nicht, als etwa um den halben Preis! Der Maler war an seiner Ehre angegriffen, merkte wohl, daß nur der Geiz im Spiel war, und denkt: „wart du Bakenklemmer! dich will ich bezahlen!“ — Er fragt ganz ruhig: „also das Porträt gleicht nicht?“ Ganz und gar nicht! Kein Mensch wird mich erkennen! „Ist mir leid“ sagt der Maler mit Achselzucken und verdrießlichem Gesicht, „ich muß es also für mich behalten!“ — Aber am andern Tag steht das Porträt vor des Malers Fenster mit einer Narrenkappe auf dem Kopfe. Alle die vorbei gehn lachen, die Gassenbuben jubeln: „ei Hr. A. mit der Narrenkappe!“ Eine Menge Leute laufen zusammen, alle kennen den A. in derselben, und so ist er das Gespött der ganzen Stadt. Ist ihm recht geschehn!

Ein sonderbarer Zeuge.

Es geschehen kuriose Dinge in der Welt! Wer sollte meinen, daß ein unvernünftiges Thier vor Gericht Zeugniß ablegen könnte! Und doch ist's geschehen. In Irland ward Einem ein Papagei (Papigeh sagen die Leute) gestohlen. Nach etwas Zeit entdeckt er ihn bei einem Herrn Mure, und ladet diesen vor Gericht. Sie erscheinen Beide, und auch der Papagei in seiner Kräze. Davis klagt, und Mure läugnet, daß er jenem den Vogel entwendet habe. Da beruft sich Davis auf den Vogel selber, der soll zeugen. Er nahet sich der Kräze, und sagt zum Vogel: „komm, küsse mich!“ Und mit allen Zeichen der Liebe, mit freundlichen Stimmen und Flügelschlagen reckt der Vogel seinen Kopf heraus, und küßt seinen Herrn! — „Ja,“ sagt ein junger Mensch, der zugegen war (wird etwa ein Schreiber gewesen sein), „das beweist nichts, der Vogel wird wohl jeden Andern auch küssen!“ Damit nähert er sich der Kräze. Davis warnt ihn. Umsonst! Der fürwitzige Simpel nahet mit dem Gesicht, und der Vogel schießt zornig auf ihn los, und beißt ihn in die Lefze, daß er hellauf schreit. Jetzt läßt Davis den Vogel seine Künste machen. Auf sein Kommando verspottet er den Hund, dann die Kaze, und lugte dabei so ernsthaft drein, als wenn er weis nicht was verrichtete. — Begreiflich erhielt Davis seinen Vogel wieder!

Ist wohl schlimm.

Ich gieng einmal auf der Straße hinter einer Frau her, die immer die Hände zerwarf, und für sich selber redete. Ich machte, daß ich zu ihr kam, wünschte guten Abend und fragte, was ihr für ein Unglück begegnet

sei, daß sie so nöthlich thue? Damit war ihr angeholten. Als hätte ich eine Britsche im Bach aufgezo-gen, floß ihre Rede heraus: Heh! dyne Unglücks gnue, we men e fettige taube Grind zum Ma het. Ist numme e Suppe versalze, oder schreit es Ghind, oder bricht es Ghacheli, so macht er es Paar Auge, me chönt es Straudach mit azünte; er schüttlet der Grind, as hätt' er d's Fieber; er schnufet u rüchelet wie ne Sau; er zeigt d'Bänd wie ne Hund, das byße will; er schläht uf e Tisch mit der Faust, daß fry chrachet, u de fahts a tonnere und blize, um i weis nüt besser, weder flieh, süst schläht no gar d's Wetter uf mi Buggel i. Het er mir nit am Sundig z'Mittag d'Blatte mit em Chrut hinger d'Thüre g'heit, wyl e fei Speck ist derbi g'st! Ei, sagte ich, das ist ja gar unvernünftig! Aber du wirst auch ein böses Maul ihm angehängt haben! He, nei! I ha numme g'seit: we-ni g'wüßt hätt', daß du dert im Egge hinger der Thür wettisch z'Amis esse, so hätt' i d'Blatte dert abg'stellt!

Allerdings macht der Zorn die Menschen zu Narren, und thut nie, was recht ist.

Unverhofft, Kommt oft.

Oben am Waldsaume sitzt ein Handwerksbursche; neben ihm sein Stock und sein Reisefack; in der Hand hält er seine Luchkappe, und so blickt er in das Dorf, das in der Abendsonne so freundlich unten am Hügel liegt. Jetzt schleicht eine Thräne über seine Backen herab; er faltet die Hände und bettet stille. Dann breitet er die Hände aus gegen das Dorf und spricht: „Ach Gott, segne sie Alle. Ach Gott, stehe mir bei!“ Und nun steht er auf, ergreift Stock und Ranzen und steigt den Fußweg hinab gegen das Dorf. Da

steht an einem Brunnen ein Mädchen vor ihm, hoch und gerade gewachsen wie eine Lanne, das blonde Haar in langen Flechten um den Kopf gewunden, die Hemdärmel aufgewickelt über den schönen Arm. Hinter ihr steht ungesehn der Bursche, und das Herz klopft ihm heftig; denn er denkt: „das muß sie sein!“ Endlich tritt er hinzu und spricht: „guten Abend schönes Kind! Schaff mir einen Trunk frischen Wassers!“ Gleich bei dem ersten Worte hatte das Mädchen sich umgewandt und rief erschrocken: „Herr Jesus!“ — Aber gleich ließ sie die schon ausgestreckten Arme wieder sinken und stand zitternd und stumm vor dem Burschen; man wußte nicht, war es sein Schnurrbart oder seine Backenbärte, was sie fürchtete. „Nun, sagte der Bursche, bin ich denn ein Gespenst, daß du mich so erschrocken ansiehst? Ich habe doch keine Hörner und keine Klauen.“ Und damit zog er die Kappe ab, und strich die Haare aus der Stirne. Herr Jesus! du bist's! rief das Mädchen, denn es kannte die Narbe an der Stirne, und sie hielten sich fest umschlossen, aber keines redete ein Wort; ihre Freudenthränen sprachen für sie. Endlich sagt er: komm mit zu meiner Mutter! Ach Gott, sagt das Mädchen, so geradezu darf ich dich nicht hinführen. Wir meinten ja, du seiest todt! Darum bin ich so ab dir erschrocken. — Todt? Wie so? — Ja! der Schmidt-Hans hat es gesagt, du seiest in Frankfurt im Spital gestorben. — Der Schmidt-Hans? Der Spitzbube der! Ja, ich war dort im Spital, aber nicht krank. Ich hatte mir bei einem Brande einen Nagel in den Fuß getreten, und die linke Wade verwundet, und weil ich mich wacker gehalten hatte, und nur auf der Durchreise war, pflegten sie mich gerne im Spital, und

beschenkten mich noch schön bei der Abreise. Aber was zum Henker wollte der Hans mit seiner Lüge? „Ach! er meinte — er wollte — ich will dir's hernach sagen!“ — Nun, komm immer zur Mutter. Sie kennt mich sicher nicht, und ich will als ein Fremder bei ihr auftreten, und ihr einen Gruß von ihrem Friz bringen.

Sie gingen hin zur alten Mutter! Wie freute sich die, als sie hörte, daß der Sohn noch lebe. Der Mann, ein ehrlicher Schreiner, war vor einem halben Jahre gestorben. Des Küfers Lise, die Geliebte des Sohnes, war völlig alternlos geworden, und dann zu Frizens Mutter gezogen, die sie mit kindlicher Treue pflegte. Endlich, nachdem die gute Mutter hinlänglich vorbereitet war, gab Friz, der in fünfjähriger Wanderschaft ihr unkenntlich geworden war, sich zu erkennen, und mit Thränen der Freude dankte die Mutter dem lieben Gotte, daß er ihr den Trost ihres Alters erhalten habe. Ja, sagte sie, der gottlose Bube, der Schmidt-Hans, hat uns so in Angst und Schrecken gesetzt, daß du im Spital gestorben seiest, und hat gemeint, die Lise sollte ihm hurtig Ja sagen. Aber — Was? rief Friz ganz zornig, — die Lise wollte er mir wegstehlen? Du Schurke du! Er wußte doch, daß du mir versprochen warst. So hat er Euch meinen Brief auch nicht übergeben? — O nein! Er kam gerade am Tage nach des Vaters Begräbniß, und ich meinte, die Mutter wollte sich tod't weinen, als er sagte, auch du seiest gestorben! — Verdammter Schurke, sagte Friz, aber Lise faßte ihn in die Arme: „verdamme nicht, Lieber, erwünsche den bösen Buben nicht. Er gedachte es wohl böse zu machen, aber Gott hat's ja gut gemacht. Ihm wollen wir Dank sagen,

und nicht zürnen.“ Warte, du Schurke, eiferte Friz, ich will dir — und Lise fiel ihm in's Wort: „verzeihen und vergeben. Denk doch wie's im Unser Vater heißt, und vergieb uns unsere Schulden, so wie wir vergeben unsern Schuldnern. Versprich mir, du willst ihm seine Bosheit nicht vergelten.“ Da kommen Frizen die Thränen in die Augen, er küßte sein frommes Mädchen, und versprach ihr Friede zu halten mit Schmidt-Hans.

Und als es dunkler ward und der Mond hinter dem Berge heraufstieg, da nahm er sein Mädchen an die Hand, und sprach: komm, führe mich auf das Grab meines Vaters. Etwas furchtsam folgte sie ihm auf den Kirchhof. Und auf dem Grabhügel seines Vaters kniete er nieder, und betete, und segnete das Andenken des theuern Verstorbenen. Dann stand er auf, nahm Lisen bei der Hand und sprach: hier auf dem Grabe meines Vaters verspreche ich dir: ich will dich lieb haben, und treu sein bis zum Tode, Gott sei mit uns im heiligen Stande! Und sie umarmten sich auf dem Grabe. Und auf dem Heimwege sprach Friz: sieh, wie freundlich der Mond herabschaut! Und Lise: darum wollen wir auch freundlich sein, und Friede halten mit Jedermann.

Eine so feste Treue, solche fromme Gesinnung, solcher Anfang mit Gott, mußte wohl eine glückliche Ehe zur Folge haben. Friz und Lise lebte in Liebe und Eintracht; sein Fleiß und seine Geschicklichkeit gaben ihm Erwerb und Brod, und unter der Zucht und Vermahnung von Vater und Mutter wuchsen die Kinder fromm und fröhlich empor.

So ging's dem Schmidt-Hans nicht. Im Dorfe, wo Friz lebte, ließ er sich nicht seh'n.

Aber sein lügenhaftes, untreues Gemüth strafte ihn. Er konnte gut schreiben, und so ließ er sich von einem Schurken um gut Geld bereden, eine falsche Obligation auszustellen. Aber die Sache ward entdeckt. Hans hatte keine Lust zum Zuchthause, machte sich heimlich aus dem Staube, ging unter die Franzosen, und blieb im russischen Feldzuge dahinten. Da siehst du, sagte Lise zu Fris, es ist so wie es im Psalm heißt: der Herr bringet die Lügner um!

Sind die Leute jetzt wirklich so aufgeklärt, als Viele meinen?

Ich brachte dem Statthalter ein Päckli aus der Stadt, und traf es eben, daß sein Sohn Kindbettimahl gab. Ich kam ungefahr dazu, denn ich bin nicht der Schmarozgäbel! — Nun meint vielleicht Einer, der Bote wird die Mahlzeit beschreiben, die Berge von Fleisch und Kuchli, die schön gemalten Butteren, und wie man die Gäste immer nöthiget: „nähst doch! Es düecht ech nit gut! Dir ässit o gar nüt! u. s. w.“ Aber nicht so! Nur ein Gespräch will er Euch erzählen, das er da mit den Ehrenleuten gehalten hat.

Statthalter. Komm! Sitz zu uns, thue eins Bescheid!

Bote. Habt meinertwegen keine Mühe! Ich bin nicht darum gekommen.

Sohn. Komm nur und greif zu! Ich fürchte nicht, daß du mich in den Kalender thust!

Bote. Hat keine Gefahr! Aber laßt Euch doch nicht stören. Ihr waret eben im Gespräch, als ich eintrat; fahret doch ja fort!

Schulmeister. Ja, du kommst mir

gerade recht. Wir disputirten eben darüber, ob die Welt jetzt nicht viel aufgeklärter sei, als ehemals. Ich sage, wohl freilich, und der Statthalter will's nicht glauben!

Statth. Heh ja! Wenn die Leute so viel gescheuter wären, warum laufen sie denn zu tausenden nach Trier, um den Rock des Heilands zu sehen, und sagen gar von Wundern, die damit geschehen seien? Das ist doch nur Fabelwerk.

Schulm. Ja das sind drum Katholiken; die sind nicht so aufgeklärt, wie wir, Einmal unser Volk ist nicht so dum. Sag jetzt, wer hat Recht?

Bote. Keiner von Beiden, und doch Beide zusammen.

Statth. Das ist kurios. Keiner hat Recht, und Beide haben Recht! Wie meinst du das?

Bote. Es wäre doch wahrlich schlimm, wenn die Leute jetzt nicht gescheider wären, als ehemals! Wenn alles Lehren, Unterweisen, Predigen, Bücherschreiben nichts genügt hätte, das wäre gar traurig.

Schulm. Ja gelte! Ich habe doch Recht!

Bote. Nicht so, wie du meinst! Es giebt auch in unserm Volke Leute genug, die eben so leichtgläubig und abergläubig sind, als die zu Trier.

Schulm. Hoh! das selbst weiß ich doch nicht!

Bote. Aber ich weiß es. Ich weiß, daß aus dem Emmenthale immer noch Leute zu den Kapuzinern nach Schöpfheim im Entlebuch laufen, und dort beten und segnen lassen.

(Hier drehte ein alter Chorrichter betroffen den Kopf auf die andere Seite, und dachte an die Kapuziner in Solothurn.)

Statth. Und ich habe noch am letzten Märzt zu B. . . beim Buchhändler ver-
nommen, wie viel man da nach Traumbüch-
lein, Würfelbüchlein, Prophezeiungen und
solchem Lügenwerch fragt. Das ist einmal
auch keine Aufklärung!

(Hier wurden zwei junge Meitli krebsroth,
und senkten die Nase bis fast auf den Teller.)

Bote. Du hättest dort auch vernehmen
können, wie viel junge Meitli der Wahr-
sagerin nachfragen, die ihnen aus den Karten
sagen soll, ob sie nicht bald einen Mann be-
kommen!

(Jetzt lachten Alle; nur ein junges Meitli
richt, das unter dem Tisch den Boten un-
sanft an's Bein stieß.)

Schulm. Aber doch der Glaube an
Hexen und Gespenster und an Zauberkünste
ist verschwunden.

Bote. Das wäre gut; ist aber leider
auch nicht so! Es giebt noch Leute genug,
die Nachts nicht auf den Kirchhof oder in
die Kirche dürfen, weil sie die Todten
fürchten.

Schulm. Bim Sackerlot! Jetzt hest mi
selber! Ich kann dir nicht helfen, es wird
mir ganz wunderbar, wenn ich Nachts dort-
hin komme! Es ist etwas ganz Aparentes
um den Kirchhof zu Nacht!

Statthalters Frau. Grad so! Es
nimmt mich nur Wunder, was die Leute
bei Nacht dort zu thun haben? Einmal
mich brächte kein Mensch dorthin!

Bote. Nun! Da habt ihr ja den Glau-
ben an Geister und Gespenster. Wer daran
nicht glaubt, dem ist ein Ort wie der andere,
und Tag und Nacht gleich! — Und mit dem
Wahrsagen ist's nicht besser. Noch giesen
die jungen Meitli in der heiligen Nacht Blei
in's Wasser, und wahrsagen aus den Figuren,

ob das Mühlrad den Müller, oder das Kreuz
des Wirths Sohn bedeute.

(Aeh! Neues Rätsels! sagte eine Magd,
und lief ganz zornig aus der Stube. Alle
lachten.)

Sittenrichter. Wenn mein Babi da
wäre, so dürft' ich's nicht sagen. Aber es
ist nicht die Einzige, die in der letzten Nacht
des Jahres mit Ziebeln und Salz das Wet-
ter vom künftigen Jahre prophezeien will.

Statth. Jetzt versteh' ich unsern Boten.
Er meint, manche Leute sind wohl gescheider
worden und aufgeklärter; aber noch lange
nicht alle. Und ich meine, wenn sie recht
aufgeklärt wären, so sollten sie auch braver
sein, und frömmer und nicht so viel saufen,
und spielen, und hudekn, und lügen, und
stehlen, und die Sonntage zu lauter Hudek-
tagen machen.

Bote. Du hast den Nagel auf den Kopf
getroffen. Recht thun ist das Zeichen der
rechten Aufklärung. Und eine Weisheit,
die mit dem Laster Junge macht, ist vom
Teufel und nicht von Gott.

Schulm. Du hast Recht! Der weise
Salomon sagt: Ein Weiser fürchtet sich,
und meidet das Böse. Und Hiob sagt: Die
Furcht des Herrn ist Weisheit und das Böse
meiden ist Verstand.

Bote. Wir sind also wohl Alle gleicher
Meinung: es ist noch nicht Alles Licht; es
ist immer noch viel Finsterniß in vielen Kö-
pfen; es ist schwer sich ganz vom Aberglauben
los zu machen; aber die Hauptsache wäre
immer: fürchte Gott und halte seine Gebote,
denn das gebührt allen Menschen.

Es wird nadisch viel druckt,
sagte einmal einer auf der Straße zu mir,
und doch kannte er nur das Schlechteste,

die Zeitungen!! Ja, es wird viel gedruckt. In der Stadt Leipzig allein waren im Jahre 1840 Buchdruckerpressen 120. Daran arbeiteten 614 Setzer und Drucker. Stuttgart hatte 124 Pressen und 605 Arbeiter. — Ja! wenn nur Alles gescheut und gut wäre, was gedruckt wird.

Oh hüt is!

Man lehrt jetzt in den Schulen mit Millionen rechnen und Billionen aussprechen. Aber das bleibt gemeiniglich beim Worte, und man hat keinen Begriff von der Sache. Wenn Jemand eine Billion zählen wollte, und von Eins anfieng durch alles hindurch zu zählen, und in einer Minute 1 bis 100 zählte, und noch die großen Zahlen eben so geschwind ausspräche, wie die kleinsten, so müßte er 19,000 Jahre, sage neunzehntausend Jahre Tag und Nacht in einem fortzählen. Denn 100 in einer Minute, bringt in einer Stunde nur 6000. In einem Tage 144,000. In einer Woche 1,008,000. In einem Jahre 52,416,000. In 19,000 Jahren auf 995,905,000,000, was nicht einmal eine ganze Billion ausmacht. Der Bote erkennt zwar in Demuth, daß jeder Schulmeister geschickter ist, als er. Aber er meint doch, man sollte lieber nicht mit so übergroßen Zahlen spielen, sondern lieber das recht lernen, was man im täglichen Leben braucht!

Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten.

Ein Finken, der bisher in Unschuld lebte,
Und nie ein fremdes Körnchen nahm,
War, als der nackte Winter kam,
In eine freche Spazenschaar gerathen,
An der des Diebstahls Mackel klebte.

Er kannte zwar zum Theil die Thaten
Der frechen Schaar; sie eckelten ihm auch.
Allein der Hunger dräut; dem wußten sie
zu rathen.

„Ist gleich das Land jetzt arm, so ist der
Bauer reicher.“

„Es führt geheimer Weg in Scheune und
in Speicher,

„Wo alles ist vollauf.“ Der Fink, der
arme Gauch,

Fand da wohl reiches Mahl. . . Allein nach
wenig Tagen,

Fieng man die ganze Schaar, und er ward
mit erschlagen.

Hört, Jünglinge! so locken böse Buben
Zu Mädchen Euch, zum Spiel, in Brannt-
weinstuben.

Doch meine Fabel spricht:

Folgt solcher Lockung nicht,

Sonst trifft auch Euch die Strafe böser
Buben.

Fabel.

Vom Baume fiel ein Käfer auf die Erde,
Und mühte sich mit flüglicher Geberde
Sich von dem Schwarm der hungrigen
Ameisen,

Der ihn umgab, durch Fliegen loszureißen.

Da rief am Waldsaum aus dem Grase

Mit Spott, ein junger lecker Hase:

„Seht doch das arme Ding! Es sucht,

„Verzagt, sein Heil nur in der Flucht.

„Wehr dich, und zeige Muth und Kraft!

„Nur Heldenmuth dir Sieg verschafft.

„Ich wollte — —“ Doch, was flieht der
Hase?

Ein Launenapfen fiel vom Bann

Beinah dem Prahler auf die Nase.

Wie Mancher giebt dem Fabel Raum,
Und hat, im Kampfe mit Gefahren,
Noch nie das Maß der eignen Kraft
erfahren.

Was spottest du des Schwachen doch?
Wer weiß, im Kampfe wärst du schwächer
noch?

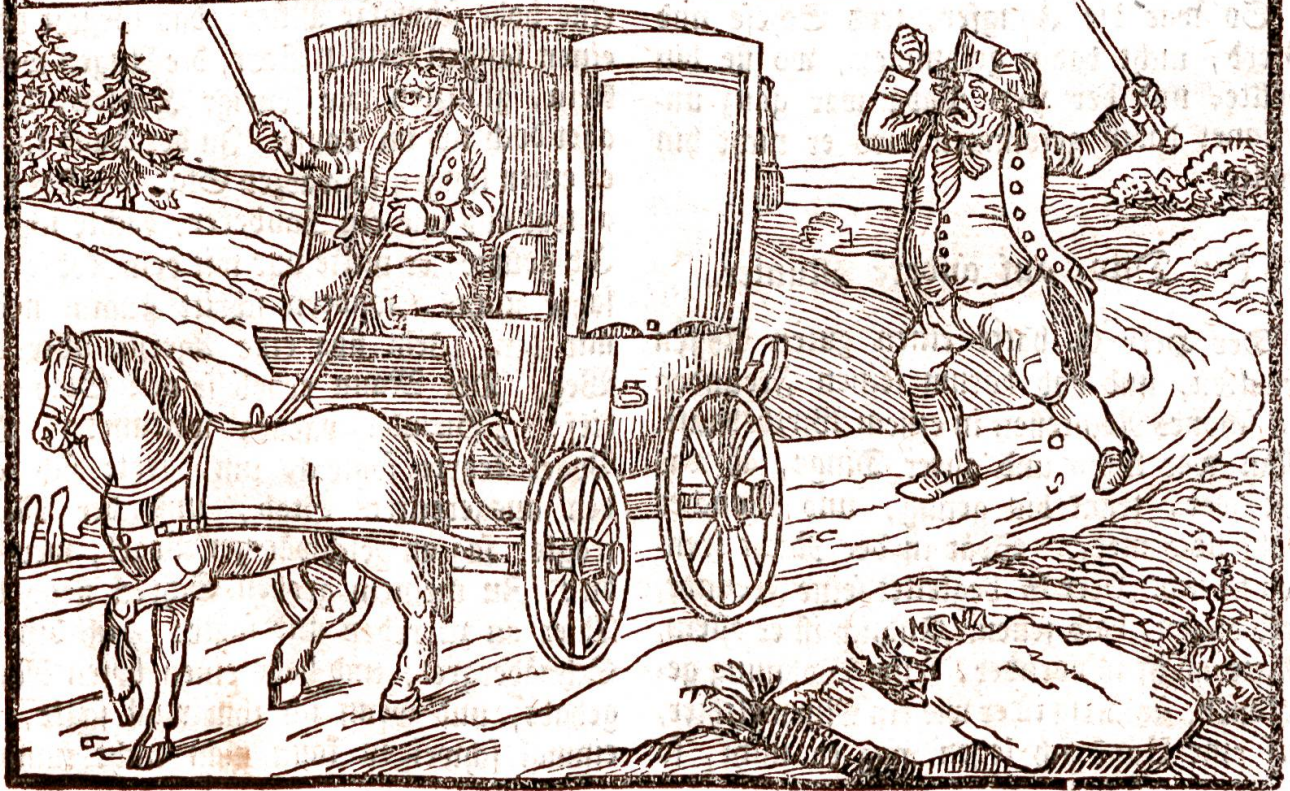
Wohin geht's? Ich weiß nicht.
(Siehe die Abbildung.)

Ein Mann geht schnellen Schrittes durch die Stadt. Ihm begegnet ein vornehmer Herr und fragt: „wohin so schnell?“ — Ich weiß es nicht! „Was? du willst nicht antworten? Den Augenblick sag', wohin du gehst, oder — —!“ Herr, ich weiß es nicht! — So läßt ihn der Andre fassen, vor den Richter führen, und verklagt ihn, und der Richter befiehlt, ihn als einen verdächtigen Menschen in die Gefangenschaft zu führen. Da sagte der Mann: „da sehn Sie, meine Herren, daß ich die Wahrheit sprach, als ich sagte: ich weiß nicht wohin ich gehe! Denn als ich von Hause ging, wußte ich nicht, daß ich hieher und gar in die Gefangenschaft kommen würde.“ Da sahen die beiden Andern sich verwundert an, machten Hm! Hm! und ließen ihn laufen. So kam Einer nie wissen, ob er dahin kömmt, wo er will, und Keiner weiß, ob er nicht eine Strafe wandelt, ohne daß er daran gedacht hätte. — Davon erzählt der Bote jetzt eine gar kurzweilige Geschichte.

Der Herr Rathsherr in der kleinen Stadt am Berg war sammt seiner Tochter gar gut befreundet mit dem Pfarrhause Am Bach, etwa zwei Stunden von da. Einmal sollte die Rathsherrentochter in jenem Pfarrhause einen fröhlichen Tag in guter Gesellschaft

zubringen, und der Pfarrer sandte seinen Knecht mit der Schese um sie bei ihrem Hause abzuholen. Das war nun ein stattliches Fuhrwerk, nach damaliger Fasson; hatte die Gestalt von einem alten Psalmenbuche, aufrechtstehend auf vier Rädern, vorne und auf den Seiten mit ledernen Vorhängen, die Benz aus Respekt für die Rathsherrentochter frisch eingeschmiert hatte. So steht das Fuhrwerk bereit. Die Tochter erscheint an der Hausthüre. Benz zieht den Hut vom Kopfe, und den linken Fuß hinten aus, die Jungfer steigt ein. Benz visitirt sorgfältig sein Pferdegeschirr, ehe er fortfährt, — aber die Jungfer hat noch ihr Mastuch vergessen, springt hurtig hinter Benzens Rücken wieder in's Haus, und dieser, im Glauben seine Jungfer sei wohlgeborgen drinne, sitzt auf und fährt fort. Wie die Jungfer vor's Haus kommt, ist Benz und Schese schon weg. — Weinend läuft sie hinauf zum Papa, und verklagt den armen Benz. Wart, sagt der Herr Rathsherr, dem will ich die Sache sagen! Er steht auf, wirft seinen Hausrock ab und zieht den Bratenrock an, legt die Sammetkappe auf's Bett und setzt die Perrücke auf den Kopf, ergreift mit der Linken den Dreispiz, mit der Rechten den Stock; „wart, Benz! dir will ich's sagen.“ Und damit fort, dem Fuhrwerk nach. Richtig! dort fährt's hinter der Stadt durch. „Halt! Benz, halt!“ Umsonst! Denn im Eifer vergaß der liebe Herr, daß Benz fast gehörlos ist! Obschon nun dieser alte Fuhrmann mit seinem alten Gaul und dem alten Kumpelkasten nicht als Schnellpost dahin fuhr; obschon der nicht mehr junge Herr Rathsherr, dessen Tochterlein schon vor zehn Jahren überreif war, alle seine Kraft anstrengte, und immer meinte, er hole das

Wohin geht's? Weiß nicht.



Fuhrwerk doch noch ein, und obschon er's immer im Auge behielt, und so oft mit aufgehobenem Stock: Halt! Benz, halt! kommandirte, so kamen sie doch nicht zusammen, und der müde Zweifüßler blieb hinter dem Vierfüßler je länger je weiter zurück.

Benz langt zu Hause an, steigt ab, öffnet mit gezogenem Hute seine Schese, und steht sprachlos mit offenem Maule da, als er sie leer findet. Die Pfarrersleute traten heraus, um den Gast zu begrüßen: wo ist die Jungfer?

„Das weiß Gott — sagt endlich Benz, — eingestiegen ist sie gewiß, gehalten hab' ich unterwegs nicht. Gott weiß, wie das zunging!“ Jetzt standen noch mehr Mäuler offen, das Fragen ging von vorne an, aber Benz hatte nur eine Antwort: ich weiß es nicht! — Endlich nach einer halben Stunde feucht der schweisende Herr des Rathes auch heran, und der arme unschuldige Benz muß eine gewaltige Strafpredigt anhören.

So war die Jungfer, trotz Schese und Pferd, nicht dahin gekommen, wo sie hin wollte, und der Herr Papa war ganz ungesinnet dahin gekommen, wo er nicht hin wollte!

Ein Dito, auf andere Manier.

Der Herr G. hatte einen guten Posten erhalten, und gab darum seinen Freunden ein schönes Nachtessen in einem Wirthshause. Man war lustig und guter Dinge, aß was gut war, trank bis genug, und Mancher wohl noch mehr. Spät in der Nacht trennen sie sich. Herr G. begleitet seine Freunde, bald diesen, bald jenen. Endlich ist er allein, Mitternacht ist vorüber, seine Wohnung geschlossen, schläfrig ist er wie ein Murmelthier, auf eine Bank sich legen mag er nicht, so

kriecht er an der Junkerngasse in eine dastehende Kutsche, und schläft ein. Am frühen Morgen spannt der Kutscher an, ohne zu wissen, was im Kasten sitzt, und fährt auf Murten zu, wo er Herrschaft abholen soll. Schon ist er über Gümminen hinaus, als ihm aus der Kutsche halt! gerufen wird. Erschrocken, als wär's Geisterspuck, guckt er in den Kasten, und vernimmt die Geschichte. Und der Herr fand gut nun völlig bis Murten zu fahren. — Der ist auch dahin gekommen, wohin er nicht wollte.

Helt sorg!

Ich ging einmal meines Wegs, und traf auf einen alten Mann, dessen sonderbares Aussehen mich stutzig machte. Er trug einen langen schwarzen Rock, fast wie ein Pfaffe, aber um den Leib einen rothen Gürtel mit kuriosen weißen Figuren. Auf dem Kopf eine hohe schwarze Mütze; das Gesicht hatte einen langen weißen Bart, die Augen waren klein, glänzten wie feurige Kohlen, lagen aber doch tief im Kopfe. In der Hand führte er einen langen schwarzen Stab. — Der sieht akurat aus wie ein Zauberer, dachte ich. — Ich grüßte, er nickte nur mit dem Kopfe und sagte nichts, sondern schritt stumm neben mir hin. Jetzt flog eine Agerste über den Weg. Der Mann erhob seinen Stab und rief: „Buzudu papara weikum!“ Der Vogel kehrte sogleich um, setzte sich auf den ausgereckten Stab, und der Mann fragte: sag an geschwätgter Vogel, wer bist du? Zu meinem großen Schreck fieng das Thier an zu reden und sagte: „ich bin die Schnädergret, und habe einen bösen Mann gehabt, und wenn ich ihm wüßt sagte, — einmal schweigen kann man nicht immer,

für was hat man das Maul? und was soll man am Waschzüber machen, wenn man nicht reden darf?“ Es dünkt mi — Halt's Maul und sag kurz, wie bist du ein Vogel geworden? — „Hoh wie! Daß mir einmal mein Mann sagte, ich sollte doch schweigen, und ich sagte: nein, ich schweige nicht, sage ich; und wenn du mich todt schlägst, sage ich, so will ich nach dem Tode noch mit dir zanken, sage ich. Und da ist mein Maul zum Schnabel worden, und — „Schon gut, so geh' und schwaz als Vogel, bis dich Einer todt schießt. — Maul und Nase hielt ich offen vor Verwunderung! — Da lag bei einem Hause eine Sau in der Mistgülle. Der Mann hob seinen Stab und sagte seinen Spruch. Die Sau stand auf und kam herbei. Wer bist du gewesen? „Sie hei mer allme der Sufhudel g'seit, wyl i e chli z'viel trunke ha, u doch bin i alli Tag numen einisch volle g'si, öppe vom Morge bis z'Nacht.“ Und wie bist du zur Sau geworden? „Heh! i bi einisch o ne chli umgfallte, u du im Dr. . . liege blibe, wie scho mângisch, u du hei si g'seit, i fig e volli Sau, u du bin i du us Ernst eini worde.“ So blib — du bist auf vier Beine grad wie du auf zweien gewesen bist! — Mir ward Angst und bang; ich machte mich fort von dem Manne. Aber im Lyfswald sah ich zurück, und siehe der Mann stand hinter mir. Ich erschraß und wußte nicht, was ich sagen wollte. Indem läuft ein Fuchs vorüber. Auch der mußte Bescheid geben. Der sagte: „ich war ein selbstgemachter, wildgewachsener Rechtsagent; ich hatte nie studirt, wußte aber doch, wie man aus weiß ichwarz, und aus gerade krumm machte. Lügen konnte ich wie gedruckt, und habe den Bauern viel Geld aus dem Sack herausge-

schwazt.“ Aber wie bist du Fuchs geworden? „Hm! Es ist schon mancher gescheiden Kage eine Maus entwischt. Ich habe einmal bei dem Kaufmann A. zu B. unvorsichtig in die Geldkassette gegriffen, ward erwischt, und sollte in's Schallenwerk. Das stand mir nicht an, und — afeng! i bin e Fuchs worde u stible jez de Bure d'Hühner u d'Gäns.“ — Ich hatte mich indessen zurückgezogen und wollte mich im Walde vor dem Zauberer verstecken! Aber er merkt's, hebt seinen Stab auf und ruft halt! Ich erschraß und dachte, der macht wohl gar einen Esel aus dir, — ich wollte davon laufen, schlug mir den Kopf an einen Baum, — nein — an die Bettstatt und bin glücklich erwachet, ehe ich ein Esel ward.

Beitrag zum Krebsbüchli.

Mutter, Kind, und eine Freundin der Mutter.

Mutter. Guten Abe, Kätti! Sag mer doch, geit's dir o mit dyne Schinde, wie mir mit mym Sophie? Der Schulmeister isch geng nume uf ihm, u cha nie mit ihm z'friede si.

Kätti. I cha nüt chlage. Der Schulmeister het myner Schind i der Drnig, wie's si g'hört; u si wüsse aber o, daß si folge seu.

Mutter. Emel mys Schind het kei Glück by n'ihm. Süst säg selber, Sophie.

Sophie. I chan ihm emel nüt recht mache. Er fragt mi eypress geng Sache, wo n'i nit weiß; u weni de ke B'scheid gibe, so seit er: wed nit rede wit, so muß i andri frage!

Mutter. Da g'hörst! d's Sophie seit's ja selber.

Kätti. Aber was seit der Schulmeister?

Mutter. Dä han i nie g'fragt! Wen

er's mit myne Ghind nit besser meint, as e so, so mag i mi für ihn nit g'mühje!

Kätti. Los, nüt für ungut, aber dāwäg, we du vor dym Ghind so vom Schulmeister redst, u dem Ghind sövel Recht gist, so verheißt du dñs Meitli selber u machst es stöckisch u trozig!

Vater und sein Knabe.

Vater. Was ist aber? Was heßt z'pläre?

Bube. Heh — i ha da — i d's Pfarrers Garten — es paar Scheieli weg g'schrisse, un ihe grecht — un es paar Bire — vom Ghäl gno — u du — isch der Sigris derzu cho — u het mi g'haaret — gar unerchant — u het mi zum Pfarrer g'führt,

Vater, u du, was het dā g'feit?

Bube. Er het g'feit — wen i — no meh — Obs stehli, so lai er mi — mit em Pelizeier i d's Oberamt führe.

Vater. Was? der d's Oberamt? Das wär si der Lufel derwerth, für n-es paar verschriftni Scheieli un es paar Bire! U was geit das der Sigris a? I ha alme o Deyfel u Bire g'no, we-n-i erwütscht ha — u der Pfarrer mit sim großen Ikomme chönt die Bire kauft la fahre.

Mutter. Benzli! Lueg, de Her, wo vori vorbi g'ritte-n-ist, het si Tubakpoffe la usem Sack g'heie, grad dert bim Thürli; es isch neuis Glänzigs dra, villicht Silber. Gang nimm-se hurti, geb's neuer findt. Wenn er de umhi chunt u fragt, so hei-mer nüt g'feh!

Der sonderbare Verein.

Der Bote hat schon mehrmal erzählt, was die Engländer manchmal für kuriose Einfälle haben. Neulich schreibt mir ein guter Freund aus London Folgendes: Es bestehen hier eine Menge von Clubs, oder Vereine; aber nicht wie in der Schweiz Schuß-, Truß- und Schmutzvereine u. dgl.; sondern z. B. Club der Schwimmer, der Boxer, der Läufer ic. Club der Dicken, Club der Dünnen ic. Merkwürdig ist der Club oder Verein der Schweigenden, dessen Gesetz ist: nie mehr zu reden, als absolut nöthig ist. Der Bote hofft und wünscht, daß unsere Frauen und Töchter diese nagelneue englische Mode auch nachmachen werden! — Hm! — Unlängst, so schreibt mein Freund, gingen zwei solche Schweigende auf eine Reise, und der Wirth, bei dem sie übernacht blieben, wollte doch probiren, ob er diese Herren nicht zum Sprechen bringen könne. Er versicherte, er habe nur Ein Zimmer und nur Ein Bette. Die Herren nickten mit dem Kopfe und waren zufrieden. Im Zimmer angelangt tritt der Eine zum Bette, hebt die Decke auf und erblickt eine Leiche. Ohne ein Wort zu sagen läßt er die Decke wieder fallen, setzt sich auf einen Stuhl und schläft ein; und auch der Andere sagt kein Wort. Der Wirth meinte: sie werden schelten und fluchen — nichts von Allem. Sie bezahlten am Morgen stillschweigend ihre Rechnung und reisen ab, ohne ein Wort zu sagen. Erst gegen Mittag fragt der Eine: „war's eine männliche Leiche?“ Nein, sagt der Andere, und so war das Gespräch abermal zu Ende. — So ist's kurzweilig zu reisen!

Betrug ist auch Diebstahl.

Im Herbst 1844 sind verschiedene Weibspersonen angeführt und hintergangen worden, indem sie von einem gewissen Burschen Fingerringe kauften, die er für goldene ausgab und sagte: er habe den Ring von Einem gekauft, der ihn auf der Straße gefunden habe. Welches Meitli wäre nicht gern hoffährtig um wohlfeiles Geld, und trüge einen goldenen Ring um wenige Bazen? „Oh der Lufel! lueg wie ha-n-i da e gute Schief g'macht,“ sagte das Kammermeitli zur Köchin. — So führte der Betrieger nach und nach Manche an. Denn — merk wohl — die Ringe waren gar nicht von Gold. Der Schurke hatte das Duzend um wenige Bazen beim Krämer gekauft, und alles Lügenwerk. Hätten die ehrlichen Meitli gedacht: ein ehrlicher Mann verkauft nicht goldene Ringe, die er auf der Straße findet, oder als gefunden kauft, sondern er zeigt als ehrlicher Mann den Fund am rechten Orte an, so hätten sie solchem Handel nicht getraut. Darum geschieht ihnen recht, daß auch sie betrogen wurden!

Die Hoffahrt verräth einen Dieb.

Vor bald fünfzig Jahren geschah einmal in Bern ein beträchtlicher Diebstahl in einem vornehmen Hause, und die Nachforschungen nach dem Thäter blieben fruchtlos, bis die Hoffahrt einer Kellernagd auf seine Spur führte. Der Dieb, ein Steinhauer, war zwar verheirathet, hatte aber doch daneben einen Liebeshandel mit jenem Weibsbild, das also eben so schlecht war, wie er selber. Dieser hatte der Dieb einen prächtigen goldenen Fingerring mit einem köstlichen Steine

verehrt. Hatte die nichtswürdige Dirne nicht gemerkt, daß der Steinhauergeselle einen solchen kostbaren Ring unmöglich mit Recht besitzen kann? Aber genug, der Ring war schön, was fragte sie darnach, woher er komme! Hatte sie nicht Verstand genug, den verdächtigen Schatz geheim zu halten? Nein! Die Hoffahrt war größer; sie trug den Ring am Finger; und einmal, als sie vor ihrem Keller Etwas wäschte, sah ein Harschier (damals waren noch keine Landjäger) den Ring mit dem prächtigen Edelstein an ihrem Finger. Das Ding kam ihm verdächtig vor, er machte im Stillen die Anzeige, der Ring war eben das beste Stück in jenem Diebstahl gewesen; das Mensch ward eingezogen, mußte sagen, von wem es den Ring habe, und so hatte seine Hoffahrt den Dieb verrathen. Aber — es ist eben nichts so verborgen, es muß offenbar werden!

Ein Fuchs macht, daß gestohlenen Gut gefunden wird.

Wie viele Wege Der, der Alles weiß, doch hat, um Verbrechen zu entdecken, davon hat der Bote schon oft gesprochen. Er will noch ein Stücklein erzählen zur Warnung! Wenn's nur etwas hilft. — Einem Professor in Bern wurde einmal eine ziemliche Anzahl Bücher gestohlen, während er im Hörsaale saß und lehrte. Er machte sogleich die Anzeige bei der Polizei und benachrichtigte alle Buchhändler. Da die Schelme sonst nach allem andern begieriger sind, als nach Büchern, so machte die Sache Aufsehen, und überall ward davon gesprochen. Nach einigen Tagen kam ein Bube zu dem Professor und sagte: er glaube, er habe die

Bücher gefunden. Wo dann? In einer Brunnenstube unten an der Schütte. Wie bist du aber dahin gekommen? „Schaut, Herr Professor! Ich hatte einen jungen zahmen Fuchs, der ist mir davon gelaufen; und wie ich den an allen Orten suche, so komme ich auch in die Brunnenstube, und fand da nicht meinen Fuchs, aber eine Menge Bücher.“ Auf der Stelle ging man mit einem Landjäger hin, und richtig — es waren die gestohlenen Bücher.

Flieh, Schelm, so lang de wit,
Am End' entrünst du nit.
Dys Schelme-Herz u Hand
Bringt Schade, Schimpf u Schand.
U lat me di scho nit uf Erde henke,
Es chunt en andri Zyt; die wird dir
scho dra denke.

Die Jesuiten-Jagd,

Anfangs des Jahres 1845.

Wills Gott ist zwar der wilde Sturm vorüber, ehe der Kalender für 1846 gedruckt wird, und ich komme mit meiner Sache hinten drein, wie die Mühle von Plem! Aber darum kann ich doch nicht schweigen von einer Sache, die das ganze Land, gleich einem Sturmwind, durchzog, und, eben auch wie dieser, den Leuten Staub in die Augen wehte, daß sie die Thürlistdöl für Ung'heurere ansahen, und ob dem Surren und Murren, dem Gausen und Brausen das Wort der Wahrheit nicht mehr vernahmen, und meinten, es sünge eine Nachtigall, wo nur eine Gans gaagete, oder eine falsche Kage miaute. Und wenn auch Wahrheit und guter Rath hindendrein kommt, so ist's doch gut für ein andermal. — Wollt ihr die Sache

aber recht verstehn, so müssen wir um mehr als dreihundert Jahre zurückgehn.

Damals war die ganze Christenheit noch römisch-katholisch. Der Pabst nannte sich Statthalter und Vikari des Apostel Petrus; und weil dieser ein Fischer gewesen war, so meinte der Anti-Pabst er müsse auch ein Fischer sein; und so hielt er die ganze Christenheit in seinem Garne gefangen. — Aber es giebt halt gar allerlei Fische; es sind nicht alle Stockfische; es sind auch einige g'scheide! So ward's denn nach und nach Manchem zu eng in des Pabsts Garnsack. Er nahm ihnen nicht nur den Kogen, sondern sogar die Schuppen von der Haut. Da fiengen sie an ungeduldig werden und zapeln. Aber der Pabst und seine Fischerknechte zogen den Garnsack nur desto enger zusammen; und wenn ein Fisch etwa herauszwängen wollte, schlug man ihn auf den Kopf und — ließ ihn braten! Aber da waren etliche Fische so gescheid, daß sie suchten, wo des Pabstes Garn die Knöpf hätte; und als sie die gefunden hatten, so fiengen sie an diese Knöpfe aufzubeißen, und da kriegte das Garn hier ein Loch und da ein Loch und dort ein Loch, und dem Pabste entrannen so viele Fische, daß er hinter den Ohren fragte, und er und seine Knechte machten Gesichter, wie die tauben Kagen, und fluchten gar grausamlich und unchristlich über die, so das Garn zer-rissen hatten, und entrunnen waren.

Merkt, Zoggeli, die Fabel? Die Leute waren nach und nach gescheider worden, und fiengen an die Sachen besser betrachten, und fragen: ist dieses so? ist jenes so? Ist's wahr oder nicht wahr? Und wo Einer nicht gutwillig alles glaubte, was Pabst und Priester ihm vorsagten, und nicht tanzen wollte, wie sie ihm vorgeigten, so schlug man ihn

auf's Maul, setzte ihn in den Kerker, und — ließ ihn verbrennen! — Da kamen aber Männer, die dem Papst besser in die Karten guckten, sie hatten die alten Sprachen, hebräisch und griechisch gelernt, sie konnten nicht nur des Papsts lateinische Bücher, sondern die heilige Schrift lesen, und fanden da, daß bei weitem nicht alles wahr sei, was man die Leute bisher gelehrt habe, und daß des Papsts Handel keinen Grund in Gottes Wort habe. Das war der Luther, der Zwingli, der Calvin und viele Andere; die thaten dem Papst die Knöpfe auf, und die Reformation machte den großen Riß in des Papstes Netz, und hunderte und tausende in Deutschland, der Schweiz, Holland, England, kurz in der ganzen Christenheit, entrannten des Papstes Satzungen, und hielten sich in ihrem Glauben sürohin einzig an das Evangelium. — Der Papst und seine Priester erhoben ein großes Geschrei: „Keter! Keter! Lügner! Diebe u. s. f.“ und verdammten alle, die von ihnen abgefallen waren in die Hölle.

Das war der erste Auftritt. „Aber wo sind die Jesuiten?“ fragt der Joggeli. Geduld, 's isch no nit us; 's faht erst a! Als nun der Papst und sein Volk also in Angst und Sorgen war, und doch die entronnenen Fische nicht wieder einfangen konnte; ja das Loch im Garn mit allen seinen Dräuungen nur größer machte, da kam ihm eine unerwartete Hülfe, der Orden der Jesuiten. Das ging so zu: Ein armer spanischer Edelmann, Ignatius von Loyala, in seiner Jugend ein lustiger liederlicher Geselle, ging, wie viele andere seinesgleichen, unter die Soldaten. Bei der Belagerung von Pamplona kam er unter eine einstürzende Mauer, die ihm ein Bein zerschlug, und ihn, nach

einem langen schmerzlichen Krankenlager, zum Kriegsdienste unfähig machte. Was sollte er nun anfangen? Hinkender Bote von Spanien konnte er doch nicht werden, denn er war ein Edelmann! So wollte er ein geistlicher Ritter werden und versuchen, auf diesem Wege Ehre und Ruhm zu erwerben. Er stiftete einen neuen katholischen Orden, der 1540 vom Papste den Namen der Gesellschaft Jesu erhielt, und daher kommt der Name Jesuiten. Das ist nun des Papstes getreue Leibwache, die sich bald über alle Welttheile verbreitete, und ganz militärisch eingerichtet ist. Verstehe recht; sie haben nicht Flinten und Kanonen, sondern sie fechten mit ihrer scharfen, schlaunen Zunge, und mit ihren gewandten und geschickten Federn. Sie sind die Stützen des päpstlichen Thrones, und die geschworenen Feinde unserer protestantisch-reformirten Religion.

Nun weiß der Leser wenigstens, daß man es jetzt mit einem Kriegsheere zu thun hat, dem man nicht mit Schießen und Spießen, mit Kanonen und Patronen, mit Degen und Schwert, mit Reuter und Pferd entgegen gehen muß; denn damit richtet man nicht mehr aus, als wenn unsere Soldaten im Jahr 1798 mit Arnd's wahre Christenthum oder gar mit der Bibel in der Hand gegen die Franzosen gezogen wären.

„Also haben wir von den Jesuiten nichts zu fürchten?“ Doch wohl! Aber nur ihre verdammlichen Lehren und Grundsätze. Z. B. bei ihnen giltet 1) hast du etwas Unrechtes gethan, so läugne es. — Seht, das ist gar kummlich für alle Diebe, Betrüger und Schurken aller Art, und diese wissen sich diesen Satz recht gut zu Nutz zu machen. 2) Verläumde nur feck drauf los; etwas bleibt immer hängen. Also,

steht Einer dir nicht an, will er nicht nachplappern, was du ihm vorsprichst, will er sich von dir nicht an der Nase führen lassen, so schimpf ihn Aristokrat, oder Schelm oder Jesuit, sag und schreib, er hat dieses oder jenes gethan. Wenn auch kein wahres Wort daran ist, du findst doch Narren, die dir's glauben. 3) Der Zweck heiligt die Mittel. Das heißt: wenn du meinst, du habest etwas Gutes vor, so kannst du alle, auch die schändlichsten Mittel gebrauchen, darfst lügen, stehlen, betriegen ic. 3. G. wenn ein Fürst dem Pabst nicht folgen will, so darf man ihn erstechen, vergiften u. s. f.

Weiß nun der Leser, was ein Jesuit ist? Gut — laß sehn, ob keine solchen bereits unter uns sind! Gibt es nicht eine Menge solcher, die sich allerlei sehr schlechte Streiche erlauben, Stehlen, Betriegen, Fälschen, Lästern, Verderben, Häuser anzünden, Menschen ermorden, und alles abläugnen? Das ist jesuitisch! — Gehn nicht Lügen und Verläumdungen, wie ein dicker Fliegen-schwarm, im Lande herum, gesprochen und gedruckt? Wird nicht so mancher Ehrenmann, heimlich und öffentlich, um seine Ehre gebracht? Und giebt es nicht im Volke Narren die Menge, die ungeprüft alles glauben, und jede Verläumdung weiter verbreiten? Das ist jesuitisch! — Und endlich, wie viele sind, die, weil sie meinen, sie haben immer nur allein recht, ihre Meinung durchsetzen wollen, es koste, was es wolle, und die sich List und Gewalt, Täuschung und Untreu und Wortbruch erlauben, um nur ihre Absicht zu erreichen? 3. B. mit einem gewaffneten Volksbund der Regierung etwas abtrogen ic. Das ist jesuitisch!

„Du magst neuis Recht ha, seit der alte Schorrichter; aber vo dene Jesuitere, wo-n-is

wei kartolisch mache, wot i de nadisch nüt, das säge-n-i rundement.“ Und ich will auch nichts davon, behüt uns Gott! „Heh nu! So säg de, was sölle mir thue, daß si nit chöme? Das ist d's Fürnämste; das möcht i wüsse?“ Das solltest du eigentlich den Pfarrer fragen, nicht den armen lahmen Boten. Aber meine einfältige Meinung ist die: Unser Glaube steht auf der Bibel als Gottes Wort. Das ist das Fundement! Wenn die Leute an der Bibel festhalten, dieselbe, besonders das neue Testament, fleißig lesen; wenn sie fest halten an der Kirche und dem öffentlichen Gottesdienst; wenn sie weder dem Unglauben noch dem Aberglauben, weder den Straußen noch den Winkelpredigern nachlaufen, sondern bleiben bei dem, was sie heilig versprochen haben, als sie die Erlaubnis zum heiligen Abendmahl erhielten, dann haben sie die Jesuiten nicht zu fürchten. „Du redst grad wie üse Pfarrer; i däich dä heig di brichtet!“ Freilich hab ich's von einem Pfarrer, gleichviel von welchem. Es fragt sich nur, ist's recht und wahr? „Heh! Däich wohl. Es düecht mi selber, me sött im Glaube z'säme ha!“ Eben das ist's, sagt der Pfarrer! Wenn die Schafe ordentlich beisammen und bei ihrem Hirten bleiben, so sind sie viel sicherer, als wenn sie auseinander, die Einen hierhin, die Andern dorthin laufen, wo der Wolf sie ungewarnet überfällt. Und so ist eine Gemeinde oder ein ganzes Volk am ersten in Gefahr, dem Pabst anheim zu fallen, wenn die Sinten dem Unglauben und die Andern den Sekten und Winkelpredigten nachlaufen! Wer Dhren hat zu hören, der höre!

Aus einer alten Chronik.

1774. 17. Jenner trat eine Regierungs-Kommission in das Refektorium der Jesuiten in Luzern; die Glieder des Ordens fanden alle in ihrer Jesuiten-Kleidung und Mänteln ganz traurig da; als ihnen in einer lateinischen Rede der päpstliche Befehl kund gethan wurde. — Man nahm ihnen die Kollegien- und Kirchenschlüssel ab, ermahnete sie ihre Jesuiten-Kleidung abzulegen, und die von der Obrigkeit hergesandten neuen langen Abbe-Kleider anzuziehen, und das Haus zu verlassen. Die Jesuitenbrüder erhielten blaue Röcke; des andern Tags versammelten sich die Patres als Weltgeistliche und legten ihren Amts-Eid ab — vornemlich die Jugend zu unterrichten. — Wer weltlich werden wollte, konnte es.

Der Orden war gerade auf den Tag, 200 Jahre in Luzern etablirt. Am Freytag vor St. Antoni 1574 ward ihre Annahme in Luzern beschlossen; und 1774 am gleichen Antonitag ward erkannt, sie nach päpstlichem Befehl, der vom 21. Juli und 13. August 1773 datirt war, aufzuheben.

In Deutschland und Italien wurden sie schon 1773 fast überall, in Frankreich schon 1762 — aufgehoben.

Solothurn hatte auch ein schönes Jesuiten-Kloster, so um diese Zeit ebenfalls aufgehoben wurde.

1758 wollten sich die Jesuiten auch im Kanton Schwyz setzen; und hatten einen vornehmen reichen Mann von Schwyz bewogen, daß er ihnen 80000 Gulden an Kapital schenken, nebst seiner eigenen Wohnung, Güter und Wiesen zum Kloster geben wollte; aber die Landsgemeinde stimmte laut gegen die Jesuiten, und machte ein Gesetz, daß bei

hoher Strafe, sich Niemand mehr erfrechen soll, einen solchen Antrag zu thun!

Der Nonnentanz.

Weiß der Leser, was ein Scheni ist? (Nach den i lang und spiz, und sag nicht etwa Ingeni). Das Scheni ist ein Geist, der im Menschen steckt, ohne daß er's selber weiß, und lang verborgen bleibt, wie der Funken im Stein, und dann oft plötzlich herausfährt, wenn der Stahl dran schlägt. Aber damit fliegt der Geist noch nicht fort. Nein, er hat tiefe Wurzeln geschlagen in der Seele des Menschen, hat tief eingegriffen, und läßt sich weder mit Bann noch Spruch, weder mit List noch Gewalt vertreiben. Darf er sich nicht öffentlich zeigen, so treibt er sein Wesen heimlich. Das Beispiel, das ich hier anführe, beweist das, und hatte einen lustigen Spas zur Folge. Ein Kaufmann in einer Stadt in Frankreich hatte einen Knaben, den er gerne für sein Gewerbe erzogen hätte. Aber der Knabe hatte ein besonderes Scheni zur Musik, und konnte seine Geige fast nicht aus der Hand lassen. Wo immer möglich entwischte er aus der Schreibstube, und steckte mit seiner Geige in seinem Stüblein. Endlich verbot ihm der Vater kurzweg das Geigen für den ganzen langen Tag. — Aber — wie die Katze das Mäusen nicht lassen kann, so konnte der junge Bursche das Geigen nicht lassen, wegen dem Scheni! Was thut er? Weil er Tags nicht geigen darf, nimmt er die Nacht dazu, und damit ihn Niemand hört, kriecht er zum Tagloch hinaus auf das Hausdach, stellt sich dort an ein Kamin (Chemi) und geiget nach Herzenslust drauf los. Das ist der eine Spas. Aber es kommt noch ein besserer. — An das Haus

stößt ein Garten, der gehört zu einem Kloster, und in dem Kloster wohnen Nonnen. Deren eine hörte einmal etwas des Nachts, steht auf, geht an's Fenster, und hört die lieblichen Töne. Sie will wissen, was das ist, woher das kommt, schleicht im weißen Nachtkleide in den Garten, und den Tönen nach, bis sie den Burschen oben auf dem Dache erblickt. Der hat sie aber auch gesehen, und ist ab der weißen Erscheinung erschrocken, daß ihm fast die Geige aus der Hand fällt. Die Nonne merkte, und macht ihm Muth fortzufahren, indem sie mit den Händen klatscht. So spielt der droben drauf los, lauter lustige Stücklein. Die folgende Nacht waren schon zwei Nonnen im Garten, und die andere Nacht noch mehr, — (es schynt die Kunni chönnen o nit schynge, so weni as andri Wyberöblicher) und am Ende ist der ganze Garten voll weißer Gestalten, und der Syger dort oben spielt die lustigsten Tänze, und es kommt den geistlichen Jungfern in die Füße, und sie tanzen drauf los, gar lustig. — Aber das Ding war zu bunt; die Nachbarschaft merkt den Tanz der weißen Nachtgeister; man ärgert sich an dem ungeistlichen Treiben der geistlichen Jungfern, und nöthigt den Vater den unabtreiblichen Geiger in eine andere Stadt zu verschicken. — So hatte der junge Mensch das Scheni im Kopf und den Fingern zum Geigen, und die Nonnen hatten es — in den Füßen zum Tanzen. Beiden wollte man's verbieten — aber was half's! — Wo hast denn du, Bote, dein Scheni! Ach! in meinem Holzbein!

Wirthshaus-Reime.

Heit sorg im Wirthshaus zum Leue,
Das es nit gang, wie unter de Säue.

Wo d's Wirthshaus heißt: zum Bären,
Cha me Fläsche u Geldseckel läre.

Im Wirthshaus zum wyße Rößli,
Macht der Wirth de Gäste mengs Pößli.

Wenn d's Hus scho lang zur Krone heißt,
Herrscht doch da mängist der Pöbelgeist.

Im Wirthshaus zu der guldige Sonne,
Ist Mängem Hab und Gut zerrunne.

Bim Dchse wär's no sauft z'erinde,
Hätt' numme der Wirth nit doppleti Ehrnde.

Beim Storch he het eine guße Fris,
Wenn er nit öppe vo Nydau ist.

Id's Wirthshaus wo heißt: zum wilde Ma,
Da sötten allt Freischäärler hi ga.

Die Brücke bei der Nydeck in Bern.
(Siehe die Abbildung.)

Wenn der Bote gern von der alten Zeit erzählt, so verachtet er darum das Neue nicht; und hat er von der alten Brücke beim untern Thor erzählt, so will er auch von der neuen Brücke bei der Nydeck erzählen. Die Zugänge zu der Stadt von außenher waren gemacht, gut und schön, aber es blieb noch der gähe, häßliche Stalden in der Stadt, eine härte Marter für die armen Zugthiere. Seit langem hatte man etwas Besseres gewünscht, aber Wünschen ist eben eine wohlfeile und schlechte Kunst, die jeder Narr versteht. Man hat wohl die früheren Regierungen getadelt, daß sie das nicht gemacht haben. Aber hätten sie Alles gemacht, so hätte die jehige ja nichts zu thun! Affing!

Die Brücke bei der Nydeff in Bern.



Gegen das Ende der Zwanzigerjahre faßte der damalige Herr Rathsherr Verber den Gedanken einer neuen Brücke auf. Er veranfaltete 1829 und 1830, daß verschiedene Male Alles geahbt ward, was über die alte Brücke ging, damit man wisse, ob allenfalls der Zoll so viel abtrage, daß die Kosten nach und nach dadurch wieder gewonnen werden könnten. Es fand sich, daß im Durchschnitt täglich passirten Menschen 6000; Pferde 1000; Wagen 580; Vieh aller Art 190 Stück. — Die Revolution kam hindernd dazwischen. Erst 1835 erschien eine gedruckte Einladung, daß Jedermann Theil nehmen solle am Baue einer neuen Brücke; denn nicht die Regierung, sondern Partikularen sollten sie bauen. — Es ward nun hin und her berathen. Wenn schon von jeder der alte Spruch galt: „viel Köpfe, viel Sinne,“ so ist's in unsern Tagen noch ärger! Sagt Einer A, so ruft ein Anderer: nein! B ist besser! Aber der Dritte schreit: Ihr versteht Beide nichts, C muß sein; und es ist ein Glück, wenn nicht das ganze Alphabet bis zum Z aufmarschirt. So auch hier. Der Plan ging vom Brunnen am äußern Stalden, da wo die Oberländerstraße mit der Murgauerstraße zusammentrifft, hinter der Nybeckkirche durch den sogenannten vierröhri gen Brunnen. Aber ein Anderer schlug vor vom Altenberge gegen dem großen Kornhaus hinüber, und die Verbindung mit dem Oberland in einer Straße durch die Schooshalde oben auf den Murgauerstalden, und der Altenberghalde nach. Da wäre richtig die untere Hälfte der Stadt abgefahren, und die Häuser alle in ihrem Werthe verringert worden. Ein Anderer wollte vom Altenberge gegen das Rathhaus hinüber. Noch Andere wollten etwa von der Mitte des Murgauerstaldens geradeaus über

den innern Stalden hinüber auf den sogenannten Gerechtigkeitsbrunnen! — Endlich entschied man sich für die jetzige Richtung. Die Kosten waren auf Fr. 900,000, sage neunmalhunderttausend Schweizerfranken berechnet, welche durch 900 Aktien, jede zu 1000 Franken herbeigeschafft werden sollten. Die Stadt nahm 200 Aktien, und versprach noch mehr auf den Nothfall. Aus dem Zoll sollen wo möglich Zinsen und Kapital der Aktien bezahlt werden; die Stadt aber fordert von ihren Aktien keinen Zins, bis die Verwaltungs- und Unterhaltskosten und die Zinse der Aktien bezahlt sind, und ein Ueberschuß sich zeigt. — Die Regierung beschloß am 13. März 1839 mit 200 Aktien dieses gemeinnützige schöne Werk zu unterstützen.

Als man endlich so weit war, daß man Mittel genug sah, die Sache vollführen zu können, so ward am 12. Herbstmonat 1840 der Bau angefangen durch Herrn Ingenieur Müller von Altorf. Die Feierlichkeit der Grundsteinlegung fand am 3. Juli 1841 statt. 1843 fieng man den mittlern Hauptbogen an, wozu ein sehr künstliches Gerüste über die Mure gebaut werden mußte, und 1844 geschah der Ausbau des obern Theiles der Brücke, mit Gesimse, Geländer, Fahrbahn, Fußpfaden, und vier kleinen Häusern zu Wohnungen für Zollner und Polizeidiener. Diese Brücke besteht aus einem großen Mittelbogen, und zwei kleinern Seitenbogen. Die Länge des großen Bogens sammt Widerlagern ist 183 Schuh. Die Länge der beiden Seitenbogen 115 Schuh, so daß die Länge der eigentlichen Brücke 413 Schuh mißt. Dazu die beiden Zufahrten, die der Stadtseite 173, der Landseite 120 Schuh lang. Die Breite auf dem großen

Bogen 40 Schuh, wovon die Fahrbahn 25, die beiden Fußpfade 12 und das Geländer 3 Schuh wegnimmt. Der große Mittelbogen hat eine Oeffnung von 153 Schuh und Pfeilhöhe 61 Schuh. Vom tiefsten Wasserstande bis zur Fahrbahn ist 81 Schuh. Dieser Bogen ist ganz aus Granit erbaut, und hat 107 Gewölbesteine. Die Seitenbogen sind 55 Schuh weit, und bestehen aus 39 Gewölbesteinen. — Nur noch ein Wort von den Kosten. Wer je etwas gebaut hat, der weiß wohl, daß die Kosten am Ende den Anschlag allemal übersteigen, und so mußte das bei einem solchen großen Unternehmen noch viel mehr der Fall sein. Die Rechnung stellt sich etwa so heraus:

1) Baukosten und daherige Nebenausgaben	Fr. 860,000
2) Ankauf von Häusern und Land, mit Abzug des aus dem Wiederverkauften Erlösten	244,000
3) Zinse der Aktien von Anfang des Baues an	65,000
4) Verwaltungskosten	30,000
5) Unterhalt der angekauften Gebäude	4,000
6) Prämie an den Unternehmer	12,000

Summa Fr. 1,215,000

Sage eine Million und zweihundert fünfzehntausend Schweizerfranken!! — Zieht man die Fr. 65,000 Zinse der Aktien ab, so bleibt immer noch Fr. 1,150,000.

Der Bote will jetzt noch eine kurze Beschreibung der Eröffnungsfeier geben, die allen Einwohnern in Bern lange im freundlichen Andenken bleiben wird. — Es zeigte

sich schon am Morgen, Samstags den 23. Wintermonat 1844, die allgemeinste, lebhafteste Theilnahme, und Tausende von Menschen aus Nah und Fern waren herbeigeeilt, um daran Theil zu nehmen. Der Festzug bewegte sich um 2 Uhr von dem Casinoplatz; voran die Artillerie der grünen und Waisenhausknaben; ihnen folgte die Schaar der Arbeiter, an ihrer Spitze die Aufseher, jeder mit dem Werkzeuge versehen, das er bei seiner Arbeit am Riesenwerk geführt; nach ihnen marschirte die Stadtmusik und das Kadettenkorps, sein erster Auszug nach der neuen Organisation; dann folgten der Baumeister, der leitende Ingenieur, die Direktion des Brückenbaues, der Landammann und viele Mitglieder des Großen Rathes, die Abgeordneten der Regierung und die Bürger- und Einwohnergemeinderäthe. Es flatterten die alten Fahnen der bernischen Gesellschaften mit ihren ehrwürdigen Thiergestalten und Sinnbildern im Zuge, dessen Schluß die Aktionäre und die Stadtlegion bildeten. Der Festzug, auf beiden Seiten der Gassen von Tausenden gefolgt, ging die alte Straße den Stalden hinab über die alte Brücke und machte bei dem geschmückten Brunnen, über welchem die eidgenössische Flagge wehte, gegenüber der Einfahrt auf die neue Brücke Halt. Herr Professor Zyro bestieg die Rednerbühne und hielt eine der Feier angemessene, würdige Rede, in welcher er für Stadt und Land patriotische Wünsche aussprach. Hierauf nahm der Präsident der Direktion das Wort und erklärte die neue Brücke eröffnet. Es erdhörte der Donner des Geschüzes, die alten Schranken am Eingange stürzten zusammen und der Zug begab sich in gleicher Ordnung über die neue Brücke, deren Mitte mit einem Triumph-

bogen geziert war, auf welchem eidgenössische und Berner-Fahnen und die Ur's, des Heiligmathlantons des Erbauers, wehten und sinnige Sprüche angebracht waren.

Nach der Landseite zu stand in der Mitte:

„Wo der Bürgerinn einigt die sonst zersplitterten Kräfte,
Wie muß leicht da ein Werk, groß wie dieses entstehen!“

Auf der linken Seite war zu lesen:

„Muth und Eintracht wölbte meinen Felsenrücken,
Späte Enkel wird der Väter Werk beglücken!“

Auf der rechten:

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von Oben.“

Nach der Stadtseite zu waren im Mittelpunkt unter den Emblemen der verschiedenen Arbeiter die Jahrezahlen 1840 (Anfang des Werkes) und 1844 (Vollendung desselben) und die zwei Sprüche angebracht:

„Wohl Stolz und Freud' mag Jeden zieren,
Der half dieß Werk zu Ende führen.“

und:

„Ewig und fest wie Gestein, wie der Bogen
auf welchem wir wandeln,
So sei die Eintracht auch, welche er mahnend
uns lehrt.“

Der Festzug machte auf der Brücke Halt und öffnete die Reihen, um die Festwagen durchziehen zu lassen. Zuerst fuhr ein neuer Postwagen, ihm folgte ein sechs-spänniger Wagen mit Frauenzimmern, die zur Verschönerung des Festes beigetragen hatten, dann kam ein wohlausgerüsteter und bekränzter Weinwagen von zehn Pferden gezogen, als Repräsentant eines der bedeutendsten Handelsgegenstände der Stadt Bern seit

alter Zeit, ein Getreidewagen, ein Wagen mit Mehl, eine Kuppel Pferde, ein Wagen mit Käse, diesem in der weiten Welt berühmten Nationalerzeugniß, eine ganze Sente mit schönem Trinkeln- und Glockengeläute, der Muni mit dem Melchstuhl zwischen den Hörnern und einem großmächtigen Strauß von Tulipa und hinten drein der Senn und die Sennerin auf einem Wägelchen mit den üblichen Geräthschaften; ein Steinwagen mit einem gewaltigen, 16 Schuh langen Granit, den folgende Verse zierten: auf der Vorderseite:

„Von allen Brüdern der Letzte,
Die zu dem großen Baue geh'n,
Erschein' ich dennoch fast der Beste,
Da ich soll auf der Zinne steh'n.“

Auf der Rückseite:

„Am Kirchet hatt' ich lang geweiht,
Als Findling ob des Hochlands Seen.
Zum Fest bin ich hieher geeit,
Will schützend an der Brücke steh'n.“

Eine stattliche Eiche und ein Tannenbaum vertraten unsre Waldungen beim Feste und auch die Steingruben schickten ihre Vertreter im festlichen Schmucke. Als dieser Zug von Wagen, welche sinnbildlich den großen Verkehr zwischen Land und Stadt darstellen, vorüber war, strömte eine zahllose Menschenmenge, welche sich an den Stalden terrassenförmig aufgestellt und gruppiert hatte und einen höchst malerischen Anblick darbot, über die Brücke dem Zuge nach, welcher nach dem Casino zurückkehrte.

Am Abend waren die Hauptstraßen der Stadt wie durch einen Zauberschlag von der neuen Brücke bis zum obern Thore beleuchtet; es war dieses eine unverabredete, freiwillige Huldigung, welche die Einwohner dem gelungenen Nationalwerke darbrachten. Diese

Beleuchtung nahm sich vortrefflich aus, und durch die Straßen wogten Tausende von Menschen, fröhlich und wohlgemuth hin und her. Einzelne Häuser waren besonders geziert; sinnvoll der Gasthof zum goldenen Adler, wo die neue Brücke in einem Transparent mit der Inschrift: Labor omnia vincit (Arbeit überwindet Alles) dargestellt war und in einem reichen Kranze der Dank den Behörden ausgesprochen wurde mit dem Aussprüche:

„Elateacht das Kleine mehrt,
Zwietracht das Große verzehrt.“

Während den Arbeitern ein Abendessen mit reichlichem Trunke im Kldsterli gereicht wurde, fand das Festmal im Casino statt, an welchem gegen 300 Gäste Theil nahmen.

So endete dieses Fest — gefeiert zu Ehren eines großartigen Werkes, welches in sehr ungünstiger Zeit angefangen und trotz vielen Hindernissen so schön ausgeführt wurde. — Der Bote dankt auch schön und herzlich, ob schon er für sein einziges Wein so viel Zoll bezahlt als ein Zweibeiniger und wünscht allen Denen, die zu dem Bau dieser Brücke beigetragen haben, Glück und Segen.

Heil! Heil sei dir du theure Stadt,
Die Gott so reich gesegnet hat.
Wohl geh' es ewig deinem Freund;
Und Gott beschäme deine Feind'.
In deinen Mauern wohne Ruh',
Und Friede wende Gott dir zu.
Gott wolle diesen Wunsch erfüllen,
Herr, unser Gott! Erhör mein Flehn!
Laß wohl es dieser Stadt ergebn,
Um deines heil'gen Namens willen.

Etwas vom Fürchten.

Es war im Hornung 1845 als so viel Schnee lag und die kalten Nächte waren. Da trat ich eines Abends spät, so recht durch-

gefroren, bei meinem Freunde, dem alten Schulmeister, in die Stube, um mich zu wärmen, ehe ich noch weiter in die Nacht hinein marschire. Da fragte mich des Schulmeisters Frau: „aber fürchtest du di nüt so i der chydigen Nacht ume z'laufe?“ Hm! sagt ich, ich habe nicht gehört, daß etwa Wölfe um den Weg seien! — „He! Es ist nit vo wege de wölfe; aber du chunst ja hinecht da vorbi wo öppige der Galge g'fi ist, u das ist si emel z'föchte.“ Apah! sagte ich! Das Fürchten ist eine einfältige böse Gewohnheit, die hab' ich mir Gottlob längst abgewöhnt! Was ist das Fürchten? Man meint, es könnte mir etwas Böses begegnen! Aber warum meint man das? Man weiß keinen vernünftigen Grund dazu. „He wol frili! Emel da, wo so viel g'hächti u köpfti Lüt vergrabe si, da ist Grund si z'föchte.“ Aber kein vernünftiger Grund. Denn die Todten können den Lebendigen nichts mehr zu Leid thun; eben das ist das Einfältige beim Fürchten, daß man sich vor Dingen fürchtet, die gar nicht zu fürchten sind, ja vielleicht gar nicht einmäl vorhanden sind. Aber so ein „Föchtibot“ sieht Dinge, die nicht da, oder etwas Anderes sind, und hört überall Etwas, das ihm den Angstschweiß austreibt! — Ja, sagte der Schulmeister, du hast recht, und ich sage immer: „föcht dir nüt, so g'scheht dir nüt.“ Es sind doch die einfältigen, abergläubigen Leute, die sich am meisten fürchten, — wie es im Buch der Weisheit heißt: „Sie sind alle „gleich mit Ketten der Finsterniß gefangen. „Wo etwa der Wind sauste, oder die Vögel „sangen unter den Zweigen, oder das Wasser „rauschte, oder Steine mit Pelttern herab- „fielen, oder Thiere sprangen, die sie nicht „sehen konnten, oder wilde Thiere heulten,

„oder der Wiederhall in den Bergen schallete, so erschreckte es sie, und machte sie verzagt!“ Ja, sagte die Marei, da chunt er mir aber cho säge, i sig es eifalts dumms Mönstsch, daß i mi fürcht! Aber los Frau, sagte der Schulmeister, hast du nicht selber schon oft gesagt, du seiest mit deiner Furcht äbel dran, und die, so sich nicht fürchten, seien glücklich? Warum willst du denn das einfaltige Fürchten immer wieder in Schuß nehmen? „Heh ja! I bi frili äbel zweg, daß i Nachts nit vor d's Hus use darf, u geng Angst ha, we numen e Mus rebset.“ Ja, sagte der Schulmeister, und wenn Nachts ein Mensch um Hülfe ruft, und man könnte ihm wohl helfen, so darf man nicht zum Haus, und läßt lieber einen Menschen im Schnee und Sturm umkommen, weil man meint — „Eh schwig mer jess! — Es hät o sauft öppis angers chönne si!“ — Können! Können! Darum bin ich hingegangen, und habe die arme Frau — „Schwig umme! Mir wüßes ja! Da sagte ich: es sind schon viele Menschen so verunglückt, welche man leicht hätte erretten können, wenn nicht abergläubige Menschen ihr Hülfsgeschrei für Gespensterlärm gehalten, und sich gefürchtet hätten herauszugehen. Ja, sagte der Schulmeister, und wenn Einer sich anfängt fürchten, so ist er erst verloren, und die geringste Gefahr wirft ihn zu Boden. Wie Mancher ist schon vor Furcht und Angst zu Grunde gegangen! — Das Schlimmste, sagte ich, ist aber doch das, daß die Leute das fürchten, was sie nicht fürchten sollten, und hingegen das nicht fürchten, was einzig zu fürchten ist. Da fiel mir die Frau in's Wort: „Aha! ja gell, mi soll doch öppis fürchten! Gell jess han di!“ — No nit! Fürchten soll man allerdings Etwas, aber nur das Rechte. „Ja!

Was ist d's Rechte? Das möcht i jess wüßes?“ So los! Es ist an einem Orte mitten in einem Felde ein Scheidgraben, und führt ein schmaler Weg darüber, der mit einem Thürli vermaacht ist. Da bei dem Thürli fürchten sich die Leute, weil hier vor Altem ein Meitli ein Kind umgebracht habe. „He nu! Sei si nit recht?“ Darna — darna! Sie fürchten das todte Meitli, das Niemand nichts thun kann, weil es seit bald 100 Jahren in der Erde verfaulet ist. Aber uneheliche Kinder zeugen und umbringen, das scheuen und fürchten sie nicht; denn beides geschieht noch immer. Im Oberland führt ein Fußweg über ein Flühli! „Gang damit, es ist unghurig, es ist scho menge des Todds g'st.“ Ich bin doch gegangen und ist mir nichts wiederfahren. Warum? ich habe die rechte Furcht gehabt. Die Furcht vor einem Rausch; denn nur im Rausch sind jene zu todte gefallen. — Und so is mit dem Galgen, präzis so! Ich fürchte den Galgen nicht, und nicht die dort Begrabenen. Aber vor dem Stehlen und Rauben und Morden, das Jene an den Galgen und unter's Schwert des Henkers gebracht hat. Davor sollte man sich fürchten, das wäre die rechte Furcht! Ja, sagte der Schulmeister, so is's mit den Gespenstern auch. Viele Leute fürchten sich davor, und machen selber ärger als Gespenster, daß man sich vor ihnen fürchten muß. „Schäm di, sagte Marei, für ne Schulmeister so ungläubig z'i!“ Da stand ich auf, zündete mein Pfeiflein an, und sagte: ich denke ich gehe vollends heim! Aber los Marei, no neuis: „We d' Mönstsch enandere nit selber so plagete, und einander zur Sünd verführte und elend machte, si hätte der Tüfel selber minder z'fürchte!“ Da hob

Marei den Kunkelstecken gegen mich auf, und sagte: „Jes geisch mer, oder i will der — —!“

Wie viel ein einziger Weiser vermag.

Die Bauern hinter ihren großen Misthaufen sagen wohl: Mist ist über List! Ja freilich, wenn's nur um Korn und Heu zu thun ist! Und Mancher meint: mein Geld und Gut ist mehr werth, als die Wissenschaft von einem ganzen Dutzend Predikanten. Ja freilich, wenn man mit Geld und Gut Alles erzwingen könnte. Aber es giebt Zeiten und Umstände, wo alle Misthaufen in der Welt und alles Geld nichts hilft, und nur Verstand und Klugheit rettet. Das mag der günstige Leser aus folgender Geschichte erkennen.

Der berühmte König Alexander der Große, der etwa dreihundert und fünfunddreißig Jahre vor Christus lebte, hatte in seiner Jugend einen Lehrer, mit Namen Anaximenes, der war von Lampsakus gebürtig. In dem Kriege, den Alexander gegen den Perser-König führte, hatte die Stadt Lampsakus sich zu den Feinden geschlagen, und Alexander, darüber erzürnt, wollte die Stadt gänzlich zerstören. — Es will aber beiläufig den Boten bedünken, es sei eben eine fatale Größe ganze Städte zerstören, und viele tausend Menschen unglücklich und elend machen. Als er nun mit seinem Heere gegen die Stadt anrückte, trat sein ehemaliger alter Lehrer, Anaximenes, ihm entgegen. Alexander merkte wohl, daß er um Schonung für die Stadt bitten wollte; weil aber solche Kriegsgurgeln nicht viel Federlesens machen, und nicht gern von Schonung hören mögen, so sprach er: „Ich schwöre dir bei

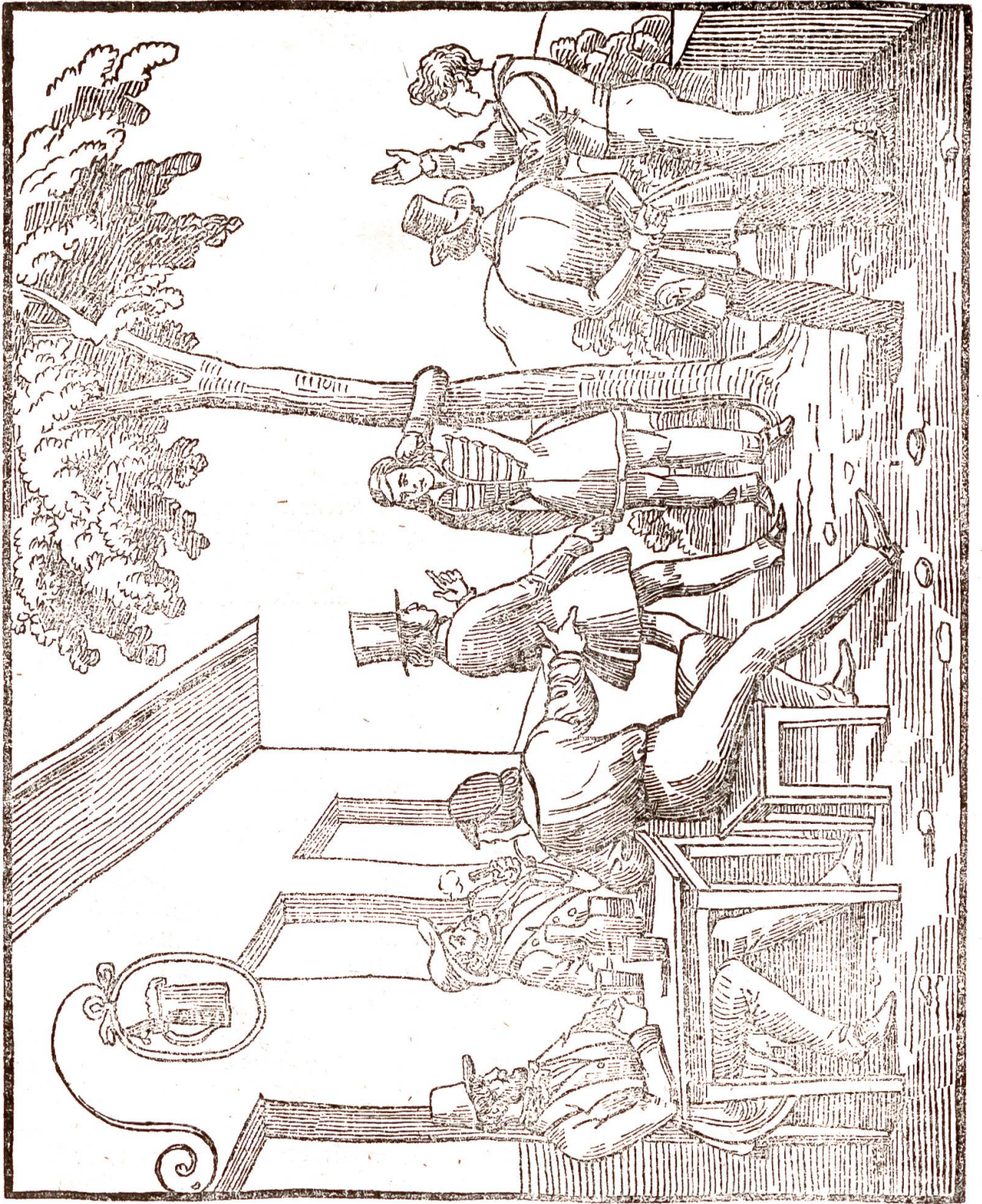
dem höchsten Gotte, daß ich Das nicht thun will, was du von mir bittest.“ Da wäre nun jeder Andere erschrocken, und hätte Muth und Zuversicht, Rede und Bitte verloren. Aber der weise Anaximenes nicht so. Er sprach zu Alexander: „So bitte ich dich, o König, daß du Lampsakus zerstörest!“ — Da war der große Alexander gefangen! Denn er hatte geschworen, das nicht zu thun, was Jener bitten würde! Lampsakus war gerettet, und das hatten die Bewohner einem einzigen weisen Manne zu danken. Der König Salomo hat doch recht: Weisheit ist besser als Geld!

Wie man Einen festbannt.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Der Bote lehrt euch ein natürliches Zaubereistücklein, das er einmal mit großer Kurzweil angesehen hat. Es war eine fröhliche Gesellschaft im Wirthshaus vor dem Thor einer gewissen kleinen Stadt beisammen, die allerlei Kurzweil erzählte. Da war aber Einer, der that gar besonders witzig, wußte viel von seiner List zu erzählen, und wie er Diesen und Jenen zum Besten gehabt; und wie ihn Niemand Etwas überreden, und Niemand erwitschen könne! Nach einer Weile erzählt ein Anderer, wie er einmal Einen gesehen habe, der festgebannt gewesen, und nicht vom Plage gekonnt habe. Gleich war der Witzbeutel drüber her: „Das ist uf mi Seel nit wahr! Das glauben i myr Lebzig nit.“ Der Andere: „Glaubs oder nit, es ist doch wahr!“ — Un es ist nit wahr; un es ist nit möglich! — Möglich oder nit, i will dirs biwysen! Nun gings an ein Wetten. Es ward ausgemacht: „Ich gebe dir Etwas in die Hand und stelle dich

Wie man Einen festbaut.



an ein Ort hin; und so lange du Jenes in der Hand hältst, kommst du nicht vom Platz!“ Angenommen: lässest du die Sache aus der Hand, so gilt die Wette nicht. Wer verliert, zahlt die Uerte. — Gut! Jetzt führt er den Wisbeutel zu einem jungen Baume, heist ihn den rechten Arm um den Stamm schlagen, giebt ihm dann sein Ohrläpfelein in die Hand und spricht:

„Horadidubum danderland!

„So lang du das hältst in der Hand,

„Bist du an diesen Baum gekannt.“

Da war der Wisbeutel gefangen, mußte die Zecher bezahlen und obendrein sich auslachen lassen. Ist ihm recht geschehn!

Ein Trost für die gesammte Junft der Mediziner.

Hochgelehrte! Wohlgeehrte! Vielbeliebte!
Oftbetrübte Herren!

Unsern Gruss bevor, und was wir Ehren,
Liebes und Gutes vermögen! Großgünstige
Herren! W'hit is Gott! und helf is Gott!

Sintemal und dieweil wir dick und oft
gehört, wie laut Euer Liebden sich erklagt,
als wann die Kranken Eurer hülflichen Ob-
sorge anheim gefallen, Euch gar viel Modest
machen, mit eingebildeten Krankheiten,
selbstgemachten Uebeln, unlautern Berich-
ten, Ungehorsam und Eigensinn, verkehrtem
Gebrauche und Anwendung der dargereichten
Medikamenten, muthwilliger Störung durch
Essen und Trinken inwährend der Kur: durch
Wankelmuth und Mißtrauen, unverständiges
Herümlaufen von Einem zum Andern, Drit-
ten und Vierten, durch Quacksalbereien der
Gütterlidokter, Pfuscher, alten Weiber und
Hexenmeister, und durch schändden Undank

am Ende, sintemal sie Euch die Krankheit
wohl gar den Tod Schuld geben, wenn sie
ob den Quacksalbereien, den Eierweckeln,
Küchli, Hammen, rothem Wein und der
gleichen unvernünftigen Meisterlosigkeiten
der Kur zu Grunde gehen; so hab' ich auf
guter Meinung und anerbornem freundlichem
Gemüth Euch hier ein schönes Trostbild auf-
stellen wollen, das mir kürzlich mein Kollege
Tschu = mi = tscham = pli, der hinkende
Bote von China, mitgetheilt hat, welches
mir also schreibt: Das höchste der indischen
Wesen, der Sohn des großen Drachen, der
Beherrscher des himmlischen Reiches, das
ist: der Kaiser von China wird etwa unpaß-
lich. Wer ihm sagen wollte: er sei krank,
oder könne gar sterben, der ist des Todes.
Der Leibarzt kommt in den Ballast, wird zum
Bette geführt, muß sich sogleich aufs Ge-
sicht niederwerfen, und vier Stunden lang
beten und Gott danken, daß er, der unwür-
dige Leibarzt, die unendliche Gnade erlangt
hat, den Herrscher auf seinem Lager erblicket
zu dürfen. Jetzt bittet er um die beseligende
Erlaubniß den Puls mit den Fingerspitzen
berühren zu dürfen, und muß auch für diese
Gnade in langem Gebete danken. Jetzt bittet
er die allerhöchste Majestät der Welt, die
Zunge besehen zu dürfen. Ist ihm das er-
laubt, so ist er schon Besitzer von zwei Dör-
fern; zeigt ihm in Gnaden der Kaiser wirklich
etwas von seiner Zunge, so ist der Herr
Doktor Ku = o = iken, das ist Graf, oder
Ka = vo = i = li, das ist Fürst, oder Ka-
wen = ti = ti, das ist Herzog, je nachdem
der Kaiser seine Zunge mehr oder weniger
herausgestreckt hat. Jetzt erst darf er dem
Kaiser eine Medizin geben. Bessert es schnell
so erhält der Doktor einen Sack voll Per-
len, der vielleicht tausend Franken werth ist.

Boß Harnisch! seit der Schärer=Ker, da
 het i möge doktere!“ – I nit, seit der Vöte,
 bart nume! Geht die Besserung langsam,
 so heißt's: „Gieb Achtung, Doktor! Näch-
 ster Tage kriegst den Buckel voll Schläg!
 Wird der Kaiser ernstlich krank, oder gar
 veriert in seinen Reden, so heißt der Doktor
 ein Herenmeister, und wird ohne Gnade
 enthauptet.“ „Eh der Lufel!“ Ja, wenn
 der Kaiser gar stirbt, so wird der Leibarzt
 mit Weibern und Kindern und der ganzen
 Familie hingerichtet.

Ihr Herren Doktoren, wie gefällt Euch das?
 Ist's hier zu Lande Euch nicht bas?
 „Sä g'schau! isch nit All's wie's
 söt si.
 „So heb Siduld u schick di dei.“

Räthsel.

Ich bin ein Maß und messe
 stets in die Länge fort,
 Geh' allezeit und bleibe
 doch an demselben Ort;
 Ich rufe laut und habe
 doch weder Kehl noch Mund.
 Und in der Schul gebiete
 ich selbst zu jeder Stund.
 Nicht selten hab' ich Zähne
 und beiße niemals doch;
 Auch trag' ich häufig Federn,
 doch flog ich niemals noch.
 Man wil mich gar nicht loben
 befind' ich mich in Ruh';
 Auf meinem Angesichte
 zählst achtundsieb'zig du.
 Bald findest du mich winzig
 wie einen Fingerring
 Und größer bald als Trommeln.
 Ein sonderbares Ding!
 Ich schweb' in lust'gen Höhen,
 kriech' in dein Kleid hinein;
 Oft thu' ich meine Pflichten
 bei heiterm Tag allein.

Das ganze Weltall ist es
 sogar in hebrerem Sinn:
 Drum sed'n die Astronomen
 so fleißig nach mir hin.
 Zwar herzlos, obn' Gemütbe,
 hat's doch damit nicht Noth:
 Ich rufe dir zu Freuden,
 ich mahne an den Tod.

Bei dem Verleger dieses Kalenders ist
 erschienen:

Sammlung von Leichengebeten,
 abzuhalten im Hause der Verstordenen.
 Geheftet 3 Bk.

Diese Sammlung enthält 26 solcher Gebete
 für gewöhnliche und außerordentliche Todesfälle
 und eignet sich auch da, wo die Abhaltung
 derselben nicht üblich ist, zu einem Familien-
 andachtsbüchlein.

Spruchbuch

oder

Sammlung von biblischen Sprüchen
 zum Gebrauch in den evangelisch-refor-
 mirten Schulen des Kantons Bern, mit
 einer Sammlung von Kindergebeten,
 einem Verzeichniß der biblischen Bücher
 und einer Zeittafel der biblischen Geschichte
 im Anhange. Brochirt 2 ½ Bk.

Briefe und Gelder werden franco erbeten.
 Bei Abnahme größerer Partien wird ein Rabatt
 gestattet.